DENKEN+GLAUBEN

Nr. 212 Herbst 2026
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen
www.khg-graz.at



GUTES LEBEN

Emmanuel Ntale,
Global Strategic Management,
Master of Arts in Business (MA)



Anita Fuchs, Wiesentück II, Leechkirche, 2026. Foto: Milatovic

Eine 250 m² große Rasenfläche hat die Künstlerin Anita Fuchs in einem Langzeitprojekt vor dem Wiener Museumsquartier zum „Versuchsfeld 1“ gemacht: ein Experimentierraum und Ort prozessorientierter künstlerischer und wissenschaftlicher Forschung. Sie versteht das Grundstück im urbanen Raum als lernendes System, das sowohl ökologisch als auch gesellschaftlich gelesen werden kann. Nach der Entfernung des Rollrasens und der wissenschaftlichen Analyse von Bodenproben entwickelte sie für das Wiesenstück eine Saatmischung autochtoner Pflanzen. Mit der gesamten, sortenrein geordneten Mahd der Wiese füllt sie die barocke, vom Grazer Bildhauer Josef Schokotnigg 1748 geschaffene Kanzel der Leechkirche. Im ältesten Kirchenraum von Graz können so auch die Pflanzenkapitelle mit verschiedenen Heilpflanzen an den Wanddiensten und die Blumenmotive in den mittelalterlichen Glasfenstern in neuem Licht betrachtet werden. Gleichzeitig wird der historische Predigtort zum beredten Beitrag zur ökumenischen „Schöpfungszeit“ vor dem achthundertsten Todestag des hl. Franziskus.

Editorial



„Wir alle sind zum ‚guten Leben' berufen."
Papst Franziskus 2018 vor seiner Begegnung mit den indigenen Mapuche in Chile

Kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Untergang des NS-Regimes gegründet, feiert die Katholische Hochschulgemeinde Graz in diesem Jahr ihr achtzigjähriges Bestehen. Es fügt sich, dass dieses Jubiläum mit dem Gedenken des 800. Todestages des heiligen Franziskus zusammenfällt. Sein herausfordernder, radikaler Lebensentwurf besitzt auch nach Jahrhunderten eine überraschende Aktualität, gerade im Hinblick auf die Frage nach dem „guten Leben" in einer von multiplen Krisen bedrohten Welt.

Selbst gewählte Armut, die neue Freiräume eröffnet, verbindet sich bei ihm mit einer tiefen Achtsamkeit für die Schöpfung und alle Geschöpfe. Augenzwinkernd, aber durchaus ernst gemeint, knüpft der Künstler Manfred Erjautz mit der fotografischen Inszenierung seiner Skulptur „Mental Fog (Made in Italy)" im Außenbereich des „Quartier Leech" daran an. Kühlender Sprühregen aus einem Kreuz verdichtet sich dabei mit seinem Träger zu einem sprechenden Bild für zentrale Anliegen, für die wir stehen wollen: globales Denken, kritische Reflexion und eine Kirche, die sich den Herausforderungen der Gegenwart stellt. Ein ähnlich beredtes Bild hat Anita Fuchs mit der Jahresmahd einer Wiese auf der Kanzel der Leechkirche geschaffen. In gewohnter Weise wollen diese und andere Bild-Interventionen mit den Text-Beiträgen dieses Heftes in Dialog treten.

Als KHG-Team haben wir uns gefragt: Was verbindet franziskanische Lebenskunst mit dem Auftrag einer Hochschulgemeinde im 21. Jahrhundert? Vielleicht zunächst die Einsicht, dass Bildung mehr sein muss als die bloße Akkumulation verwertbaren Wissens. Sie sollte zur Unterscheidung befähigen: zwischen dem, was technisch möglich, ökonomisch rentabel und gesellschaftlich erwünscht ist, und dem, was menschliches Leben tatsächlich gelingen lässt. Angesichts von Kriegen, ökologischer Zerstörung, wachsender Ungleichheit und der Erosion demokratischer Strukturen gewinnt die Frage nach einem gelingenden Leben unausweichlich auch eine politische Dimension. Die antike Vorstellung der Eudaimonia, das biblische Bild eines Lebens in Fülle und die franziskanische Idee universaler Geschwisterlichkeit fordern uns heraus, individuelles Glück und Gemeinwohl nicht gegeneinander auszuspielen.

Achtzig Jahre KHG Graz sind deshalb weniger ein Anlass zu selbstzufriedener Rückschau als vielmehr eine Einladung, Räume offenzuhalten, in denen Zweifel und Glaube, Wissenschaft und Spiritualität, Kunst und gesellschaftliche Kritik produktiv aufeinandertreffen. Ein verantwortungsvoller Blick in die Zukunft verlangt auch die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Gemeinsam mit der Künstlerin Esther Strauß und dem Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung haben wir uns deshalb der Geschichte unseres Studierendenhauses in der Leechgasse gestellt, das während der NS-Zeit als Quartier der NS-Frauenschaft diente. Auch dieser Auseinandersetzung ist ein Beitrag in der vorliegenden Ausgabe gewidmet.

Vielleicht beginnt gutes Leben genau dort, wo wir aufhören, ausschließlich um uns selbst zu kreisen, und entdecken, dass unser Dasein wesentlich Beziehung ist: zu anderen Menschen, zur Mitwelt, zu uns selbst – und, in religiöser Perspektive, zu jenem Geheimnis, das wir Gott nennen.

Eine anregende Lektüre wünscht,
Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Inhaltsverzeichnis

Herbst 2026

GUTES LEBEN

WAS MACHT EIN GUTES LEBEN AUS? (5)

Das gute, gelingende, glückliche Leben (6)
Von Manfred Prisching

Leere Kalender und erfüllte Tage (10)
Von Martin Breul

"Gutes Leben" in Europa (13)
Alois Kölbl im Gespräch mit Kardinal Ladislav Nemet SVD

"Win this nation back ..." (17)
Von Daniel Pachner

Die Anwesenheit der Abwesenden (22)
Von Maria Schigan

WIE LÄSST SICH DAS GUTE LEBEN (25)

Das Ohr als Auge der Seele (26)
Alois Kölbl im Gespräch mit Kardinal José Tolentino de Mendonça

Die Suche nach dem guten Leben (31)
Von Ralf Lutz

Die Logotherapie von Viktor E. Frankl (34)
Von Marco Kargl

Nicht nur Schwarz oder Weiß (36)
Alois Kölbl im Gespräch mit Małgorzata Markiewicz

"Trägerinnen kommender, lebensnaher Geschlechter" (41)
Von Mathias Eggerl

The New Sacred Art Movement (2023) (46)
Barbara Zambo im Gespräch mit Olusola Otori und Adolphus Opara

KHG-COMMUNITY (50)



Umkreisen zentraler Fragen

Das „gute Leben“ ist ein Menschheitsthema – was es ausmacht, so unterschiedlich und vielfältig wie die Geschichte und die Kulturen selbst. Manfred Prisching geht im Leitartikel dieser Ausgabe Prinzipien und Dimensionen nach, wie man diesem stets relevanten Thema näherkommen könnte, und eröffnet dabei ein breites Spektrum an Überlegungen, die selbst nicht weniger zentral sind als die Frage nach dem guten Leben.

SEITE 6



Zeit, Selbstbestimmung, Gesellschaft

Wir leben in Zeiten, in denen Selbstbestimmung eines der höchsten Güter ist – ein sinnfälliges Symbol dafür, das Martin Breul in seinem Artikel zur Sprache bringt, ist dabei der leere Kalender, der von uns selbst zu befüllen ist. Die Kehrseite ist, dass es weitaus schwieriger sei, von einem „guten Leben“ im Allgemeinen zu sprechen. Was es dennoch ausmachen könnte, wirft der in Dortmund tätige Theologe und Philosoph in seinem Artikel auf.

SEITE 10



Wie Zusammenleben gelingen kann

Beim diesjährigen Pfingstdialog drehte sich unter dem Titel „EUROPA(s) STÄRKEN“ auf Schloss Seggau alles um Bedingungen und Möglichkeiten gelingenden Zusammenlebens. Alois Kölbl sprach mit Kardinal Ladislav Nemet SVD, über seine Perspektiven zu Europa und die Studierendenproteste in Serbien, die nach dem Gespräch noch eine unerwartete Dynamik genommen haben.

SEITE 13



Hören und Sehen

Kardinal José Tolentino de Mendonça war als Leiter des Päpstlichen Kulturrates für den Vatikanpavillon auf der diesjährigen Biennale in Venedig verantwortlich. Alois Kölbl sprach mit ihm über Hildegard von Bingen über die besondere Mystik des Klostergartens der Unbeschuhten Karmeliten und darüber, wie wir das Hören als Quelle des Lernens wiederentdecken könnten.

SEITE 26



Dualität

Die polnische Künstlerin Małgorzata Markiewicz entwirft in der Ausstellung „Adah und Zillah“ einen dialektischen Blick auf vermeintliche Polaritäten in Frauenbildern, Natur und Gesellschaft wie auch in dem, wofür ihre Kunst Perspektiven zu eröffnen sucht. Alois Kölbl hat mit ihr darüber gesprochen, auch über die Verfremdung, die religiöse Bilder erzeugen können, und wie diese in ihre Arbeit einfließt.

SEITE 36



Bewegte Geschichte

1946 wurde das Haus in der Leechgasse 24 zum Haus der Katholischen Hochschulgemeinde, die dieses Jahr ihr 80-jähriges Jubiläum feiert. Der Historiker Mathias Egger blickt in seinem Artikel jedoch nicht nur auf 80 Jahre KHG zurück, sondern auch darüber hinaus in die Gründungsgeschichte des Hauses und besonders in die NS-Zeit, in der die Leechgasse 24 als Haus der NS-Frauenschaft diente.

SEITE 41


HOLD ME TIGHT FOR I FEEL SECURE
HOLD ME TIGHT FOR I FEEL SECURE



WAS MACHT EIN GUTES LEBEN AUS?

Die Frage nach dem „guten Leben“ beschäftigt die Menschheit wohl seit Jahrtausenden. Angesichts radikaler Umbrüche und Krisen stellt sie sich unter neuen Vorzeichen einmal mehr. Der Klimawandel und mit ihm verbundene apokalyptische Zukunftsprognosen, die sich fundamental wandelnde Welt der Arbeit durch neue Technologien, die immer weiter auseinandergehende Schere zwischen Arm und Reich, soziale Ungerechtigkeit, Krieg und Konflikte lassen für viele die Hoffnung nach einem guten Leben fraglich werden. Gerade dann sollten wir uns diese grundmenschliche Frage stellen und eröffnen dabei eine Vielzahl an Perspektiven, was ein gutes Leben ausmachen könnte.

Małgorzata Markiewicz, Hold Me Tight (Detail), 2024. © Markiewicz

Das gute, gelingende, glückliche Leben

Dimensionen und Prinzipien

Von Manfred Prisching

Eigentlich kann man über das gute Leben gar nicht schreiben, denn mehr als zweitausend Jahre des Nachdenkens haben keine Klärung gebracht, worum es sich handelt. Aber dieses Denken hat immerhin die zentralen Fragen des Lebens „umkreist", und man kann zumindest beobachten, wie Gesellschaften mit dieser Idee umgegangen sind. Es klingen uns natürlich die Worte der griechischen Philosophen im Ohr: Ordnung der Seele, Nähe zum Wahren und Guten, tätiges Leben, Bezug auf die Gemeinschaft, Vermeiden falscher Begierden, innere Freiheit, Unabhängigkeit vom Schicksal. Oder wir durchlaufen die Botschaften des christlichen Mittelalters: Heil, Demut, Gottesnähe, Nächstenliebe, jenseitige Vollendung. Im Übergang zur Neuzeit kommen Disziplin und Arbeit, Ordnung und Gewissensprüfung hinzu. Die Aufklärung schließlich reichert die Liste der Wünschbarkeiten an durch Selbstbestimmung, Menschenwürde, Nützlichkeit und Fortschritt. Das ist bloß europäische Geistesgeschichte, wir müssten eigentlich auch das Denken der anderen großen Zivilisationen sichten. Wenn wir uns dem Handfesten zuwenden, so könnten wir beim *Human Development Index,* bei den OECD-Indikatoren oder beim *World Happiness Report* andocken.

Meist finden wir große Worte: Je nach Kultur und Zeit erhält die Frage andere Akzente, auch wenn wir zugleich jeweils das „gemeinsame Substrat", also die anthropologische Komponente des guten Lebens, nicht außer Acht lassen dürfen. Es mag wohl manche Lebensumstände geben, die von den Menschen immer als lebensqualitätsrelevant erachtet werden, denn im Elend findet das gute Leben sicher nicht statt. Schließlich werden wir voraussetzen dürfen, dass dem Menschengeschlecht insgesamt manches gemeinsam ist, und doch differieren die Weltsichten beträchtlich. Europa hat (in vielen Jahrhunderten) eine Denkwelt gebaut, von der es meinte, dass sie universelle Geltung habe; doch neuerdings stellen wir fest, dass dies nicht der Fall ist. Die Idee, dass beispielsweise alle Menschen frei sein und demokratisch leben wollten, ist erschüttert worden.

Fünf Prinzipien des guten Lebens

Bevor wir uns mit den Inhalten des guten Lebens auseinandersetzen, müssen wir allerdings fünf Prinzipien skizzieren, mit denen wir uns der Fragestellung annähern.

Prinzip 1: *Die Frage nach dem guten Leben ist von existenzieller Relevanz.* Obwohl sie nie ausreichend und endgültig beantwortet werden kann, ist ein bewusstes menschliches (oder menschenwürdiges) Dasein ohne eine zumindest vage Vorstellung davon unmöglich. Deshalb haben die Menschen immer mit dieser Frage gerungen, und sie haben sich über unterschiedliche Erzählungen ein Bild von Mensch, Natur, Gott und Kosmos zu machen versucht: Was ist der Platz des Menschen? Warum ist er überhaupt vorhanden? Eine Kultur lässt sich nicht verstehen ohne den Versuch, zu rekonstruieren, wie sie in ihrer jeweiligen Epoche und historischen Situation die Idee des guten Lebens definiert.

Prinzip 2: *Das gute Leben ist ein multidimensionales Problem.* Reduktionismen greifen zu kurz. Der Versuch, das gute Leben an einzelnen Indikatoren festzumachen, läuft in Tautologien (wie etwa bei Varianten des Utilitarismus) oder in Dogmatismen (wie bei starren Pflichten- oder Glaubenskatalogen). Das gute Leben ist ein Kompositum, so wie sich auch das Leben selbst aus vielen Dimensionen zusammensetzt.

Prinzip 3: *In Bezug auf die Inhalte des guten Lebens gilt ein überragendes (klassisches) Prinzip, nämlich das des richtigen Maßes.* Es herrscht in der Ideengeschichte (bereits seit der antiken griechischen Philosophie, seit der Mesotes-Lehre des Aristoteles) weitgehende Einigkeit darüber, dass das gute Leben im Finden des richtigen Maßes liegt. Extreme, Exzesse, Purismen schaffen kein gelingendes Leben. Dieses liegt (beispielsweise) weder in der existenziellen Entbehrung noch im ziellosen, maximierenden Konsum, weder in einer disziplinierenden Selbstknechtung noch in exzessiver Zügellosigkeit.

Prinzip 4: *Das gute Leben ist eine Gestaltungsaufgabe.* Es ist kein Zustand, der uns zufällig in den Schoß fällt oder auf den ein (wie auch immer gearteter) „Anspruch" besteht. Da wir mit dem um die Ecke vorfindlichen Paradies nicht



Sasha Kurmaz, Red Horse 9, 2022–2026. © Kurmaz

„Red Horse“ ist ein fortlaufendes Projekt, das nach der russischen Invasion der Ukraine im Jahr 2022 entstand. In Form eines visuellen Tagebuchs dokumentieren Collagen das Leben im Krieg und dessen Auswirkungen auf den Alltag der Menschen. Fotografien, Notizen, Zeichnungen und gefundene Objekte verbinden sich zu vielschichtigen Arbeiten, die persönliche Erfahrungen und gesellschaftliche Realität sichtbar machen. Die Ausstellung von Sasha Kurmaz der QL-Galerie ist in der Kirche St. Andrä zu sehen.

rechnen können, handelt es sich um keine Perfektionismen diesseitiger Vervollkommnung, sondern um Annäherungen; und diese wiederum geschehen nur durch eine fortlaufende Bemühung, die das Individuum, die Gesellschaft und letztlich die globale Gemeinschaft fordert.

Prinzip 5: *Voraussetzung ist eine bewusste, fortlaufende und nüchterne Reflexion des eigenen Handelns und der persönlichen Lebensumstände.* Ohne Selbstbewusstheit bleibt (trivialerweise) nur Dumpfheit, und daraus kann kein gutes Leben entspringen.

Wir haben so weit also fünf Prinzipien gesammelt: existenzielle Relevanz, Multidimensionalität, das richtige Maß, die Gestaltungsaufgabe, die Reflexion. Nun befinden wir uns allerdings immer noch auf einer Metaebene, auf der Ebene allgemeiner Bedingungen, die uns noch nicht zur „Substanz" des guten Lebens geführt haben. Aber natürlich muss es um „Inhalte" gehen. In wiederum sehr knapper Weise skizzieren wir sieben Dimensionen.

Sieben Dimensionen

Dimension 1: Wir setzen bei den elementarsten Grundbedürfnissen des Menschen an: *Er will überleben. Er will Sicherheit.* Eine ständige Gefährdungssituation, in der man nicht weiß, ob man morgen noch lebt, erzeugt kein gutes Leben. Die biologische, physische, materielle Grundlage bedeutet: Schutz vor Gewalt, Terror, Kriminalität und Krieg. Die Gewährleistung dieser Sicherheit erfordert historisch ein funktionierendes staatliches Gewaltmonopol, da verlässlicher Schutz bisher nur in einem geordneten staatlichen Rahmen dauerhaft realisiert werden konnte. Auch staatliche Verfasstheit kann entarten, bis zum Staatsterrorismus, und deshalb hat man „Zügelungsmechanismen" ersonnen. Dass im übrigen Individuen und Völker in der Geschichte wenig Gelegenheiten ausgelassen haben, einander zu massakrieren, widerspricht dem anzustrebenden Kriterium des guten Lebens nicht. Gerade in Europa haben wir einige Jahrzehnte der Illusionen hinter uns, bis wir wieder auf Terror und Gewalt gestoßen und erneut in Kriegszeiten versetzt wurden.

Dimension 2: Das Überleben setzt sich in weiteren materiellen (und sozialen) Dimensionen fort: *Nahrung, Wasser, Kleidung, Behausung, Wärme.* Diese Elementarbedürfnisse beinhalten den Schutz vor Verelendung und die Sicherung eines angemessenen Wohlstands. Es hat in den letzten Jahren Momente gegeben, wo auch in Europa Sorge geäußert wurde, ob man mit der Wärmeversorgung über den Winter kommen würde. Man befindet sich dabei immer noch in den unteren Etagen der wohlbekannten Maslow'schen Bedürfnispyramide. Aber wir können gleich den *Zugang zu Bildung, ein funktionierendes Gesundheitssystem, eine brauchbare Infrastruktur und (in einer wohlhabenden Gesellschaft) ein soziales Sicherungsnetz hinzufügen.* Man muss dabei in keine Übertreibungen verfallen: Die lückenlose Rundumversorgung ist nicht der Standard des guten Lebens. Manchmal geraten Bewohner der reichen Länder in einen Übertreibungsmodus, der gerade die Grundlagen eines guten Lebens, die sie allzu sehr als selbstverständlich ansehen, gefährdet.

Dimension 3: *Freiheit, Individualität, Selbstentfaltung* – das sind Kategorien einer entwickelten Moderne. Errungenschaften, hinter die wir nicht mehr zurückfallen wollen. Das eigene Potenzial ausschöpfen; sich entwickeln können; seine Persönlichkeit aufbauen. Es ist mehr gemeint als das banale Selbstentfaltungsgeschwätz aus den Lifestyle-Zeitschriften von der Sorte: Was ist die mir gemäße Haarfarbe? Überlebe ich ohne das neueste Adidas-Modell? Ein bisschen Entertainment darf schon sein, aber eine Handlungsweise, sein Selbst in Erlebnis, Kaufen, Lifestyle, Sensation und Ekstase aufgehen zu lassen, gehört zu den neueren Erbärmlichkeiten der Postmoderne. Es gibt eine Eskalation, die in Gier und Überdruss endet.

Selbstentfaltung geht anders – in Max Webers Formulierung handelt es sich um eine „methodische Lebensführung" im Dienst einer selbst gewählten Sache, getragen von Verantwortungsethik; um Ernsthaftigkeit in der Befassung mit den Aufgaben des Lebens. Es ist eben nicht das Laufenlassen, das Dahinleben, sondern ein hohes Maß an „Führung" des eigenen Lebens, in Wachheit und mit Pragmatismus. Freiheit ist nicht Willkür: schlicht tun und lassen können, was man will. Sie ist untrennbar verbunden mit: Selbstbeherrschung und Klugheit (Prudentia); ernsthafter Gewissensprüfung statt oberflächlicher Selbstoptimierung oder Perfektionierungswahn.

Dimension 4: *Individualisierung geschieht über soziale Einbindung.* Sie ist kein isolierter Prozess; sie benötigt soziale Gemeinschaften, in denen sie aktiv gelebt und anerkannt werden kann. Gemeinschaftlichkeit bildet den Gegenpol zur Hyperindividualisierung, denn Letztere birgt das Risiko, nicht nur das soziale Gefüge einer Gesellschaft zu zerstören, sondern auch selbst als unreifer Narziss durch das Leben zu taumeln. Schon Georg Simmel hat die Gefahr von Blasiertheit, Nervosität und Distanz betont.

Ein gutes Leben verlangt daher (in der Begrifflichkeit Hartmut Rosas) nach „Resonanz" ebenso wie nach Zugehörigkeit. Resonanz erleben heißt: sich in der Welt geborgen fühlen. Nicht aus der Welt gefallen sein. Die Welt antwortet. Es ist ein romantisches, aber doch lebenspraktisch-realistisches Konzept anstelle einer hedonistisch-utilitaristischen

Maxime: Ein gelingendes Leben erschöpft sich nicht in oberflächlichem Amüsement („Gejubel und Spaß"), sondern akzeptiert auch existenzielle Grenzen, Pflichten und Verantwortung. Die Übernahme dieser Aufgaben verleiht Würde; ansonsten bliebe man lebenslang ein Kind.

Dimension 5: Man muss den „Sinn des Lebens" nicht auf höchsten philosophischen Höhen ansiedeln, denn es geht um den *Alltag: um das tiefe Gefühl, ein „richtiges" Leben zu führen*. Dies zeigt sich oft in einem engagierten, tätigen Leben (Vita activa), bei dem Ordnung und Verpflichtung die eigene Persönlichkeit stärken. Dabei hat man mit anderen zu tun. Ohne Beheimatung ist man den Winden ausgesetzt: Der Mensch benötigt eine emotionale und soziale Verwurzelung in einer Gemeinschaft. Die nötige Balance hat schon Emile Durkheim angesprochen: Eine zu geringe Bindung erzeugt Anomie, eine zu hohe Bindung ist erdrückend. Ralf Dahrendorf hat vor einigen Jahrzehnten die nachdenkliche Frage gestellt, ob wir nicht bei der Balance zwischen Optionen (Lebensmöglichkeiten) und Ligaturen (Bindungen) ein wenig zu weit von den Bindungen abgerückt sind.

Dimension 6: Gemeinschaftliches Leben braucht ein *gemeinsames Wertefundament,* trotz aller möglichen Pluralisierung, trotz eines „Polytheismus der Werte". Man muss sich unter dieser Wertewelt nichts Gewaltiges vorstellen: Aber es muss ein gewisses Minimum geben, was man für Gut oder Böse, für anständig oder unanständig hält; wie man Kinder erzieht; wie man mit anderen umgeht. Das Wertefundament kann transzendent-religiös (mit Konzepten wie Heil, Sünde und Erlösung) oder in säkularer Weise (durch gemeinsame ethische Grundwerte) begründet sein. Man muss schließlich auch mit den Widersprüchen zwischen Religion, Wissenschaft, Politik umgehen können; mit den Spielräumen, die Ambiguitätstoleranz (die Fähigkeit, Graubereiche und Uneindeutigkeiten auszuhalten) erfordern.

Dimension 7: *Freiheit hat auch eine kollektive Dimension – man ist niemals „allein" frei*. Nur ein Drittel der Staaten dieser Welt kann als demokratisch bezeichnet werden. Das unvollkommene Politik-Modell, das wir haben, ist das beste, das zur Verfügung steht, und man sollte es nicht mutwillig kaputt machen. Gerade in den europäischen Ländern scheint man allzu rasch vergessen zu haben, wie es sich in einem Staat lebt, in dem man jederzeit damit rechnen muss, dass morgens um vier Uhr an die Haustür getrommelt wird. Viele Quellen der Gemeinschaftlichkeit sind ausgedörrt: von Religion über Nachbarschaft, Clan und Dorf bis zu sozialen Gruppen und berufsbezogenen Vereinigungen.

Das Leben voll leben können

Damit haben wir die Jahrhunderte des Nachdenkens über das gute Leben nicht ausgeschöpft. Aber so viel können wir sagen: Das gute Leben ist ein Leben, in dem Menschen nicht nur überleben, sondern im vollen Sinne ihr Leben durchleben können; in dem sie das Gefühl haben, ein „richtiges" und „sinnhaftes" Leben zu führen, in einer antwortenden Welt; in der sie frei, aber nicht verlassen und gebunden, aber nicht gefesselt sind; in der sie Freude am Leben finden, ohne sich in reiner Oberflächlichkeit zu verlieren; in der sie handeln können und sich nicht bloß dahintreiben lassen.

Manfred Prisching, Universitätsprofessor em. am Institut für Soziologie der Universität Graz. Arbeitsschwerpunkte: Ideengeschichte, Zeitdiagnose, Kultursoziologie, Soziologie der Politik. Jüngstes Buch: Bluff-Menschen, 2019. Mitglied im Kuratorium der Katholischen Hochschulgemeinde Graz.

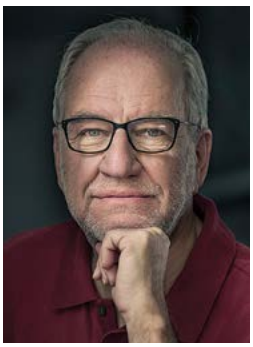


Foto: privat

Leere Kalender und erfüllte Tage

Reflexionen zum ‚guten Leben'

Von Martin Breul



Małgorzata Markiewicz, Hold Me Tight, 2024. © Markiewicz

Manche Erfindungen der Neuzeit sind sehr präsent: Allen ist klar, dass man vor 200 Jahren nur zu Fuß oder mit einer Kutsche in andere Städte reisen konnte – und heutzutage Züge, Busse, Autos und Flugzeuge für diesen Zweck zur Verfügung stehen. Andere Erfindungen sind unscheinbarer und in ihrer Alltäglichkeit so selbstverständlich, dass man vermutlich nicht weiß, dass es sie auch noch nicht so lange gibt. Dies betrifft etwa eine Sache, die vermutlich jeder und jede von uns, ob in Papierform oder digital, besitzt: einen Kalender. Nun gab es natürlich auch in der Antike und im Mittelalter schon Kalender. Sie hatten nur einen entscheidenden Unterschied: Sie enthielten nicht leere Seiten, auf die man seine eigenen Termine eintragen konnte, sondern waren prall gefüllt mit Informationen zu Feiertagen, astronomischen Daten, Marktterminen, Mondphasen, liturgischen Hinweisen etc. Der Kalender war als Ordnung der Zeit gedacht – und weniger als persönliches Medium der Selbstorganisation.

Wende zur Selbstbestimmung

Das Aufkommen leerer, selbst zu befüllender Terminkalender war kein Zufall. Es geht einher mit einer bestimmten Vorstellung des Subjekts, die sich in der Neuzeit entwickelt: Das Paradigma der Autonomie – also wörtlich der Selbst-Gesetzgebung – führt dazu, dass die je eigene Zeit auch einem selbst gehört und in Eigenverantwortung organisiert werden muss. Und dies ist ja erst einmal ein großer Vorteil: Ein selbstbestimmtes Leben gibt einem die Freiheit, die je eigene Suche nach Glück und einem gelingenden Leben zu gestalten. Der Mensch wird zum Autor der eigenen Biographie; dies führt zu Bildung, Selbstbestimmung und individueller Lebensgestaltung. Damit steigt

zugleich aber auch der Druck auf die individuelle Person: Jeder ist nun selbst dafür verantwortlich, sein je eigenes Leben zu formen. Dies ist Befreiung und kann zugleich belasten. Schon Sartre sprach davon, dass der Mensch „verdammt zur Freiheit" sei. Die Steigerung von Handlungs- und Lebensoptionen in der Moderne kann auch überfordernd sein.

Die Anekdote zur Veränderung von Kalendern geht also mit einer zunehmenden Individualisierung der Frage nach einem guten und gelingenden Leben einher: Was ein gutes Leben ist, muss jeder und jede selbst entscheiden! Es ist daher kein Wunder, dass etwa der Buchmarkt zu Fragen der sogenannten ‚Lebenskunst' massiv gewachsen ist: Auf der Suche nach Orientierung wenden sich Personen allem Möglichen zu – Bücher über Achtsamkeit, Spiritualität, Slow Living, Self-Care, Simple Living etc. boomen.

Im Hintergrund steht die moderne und auch gut begründete Einsicht, dass es philosophisch wie theologisch eine Anmaßung darstellt, allgemeinverbindliche Aussagen über das gute Leben zu treffen. Es wäre schlicht übergriffig, wenn Philosoph:innen oder Theolog:innen anderen erklären würden, wie sie zu leben hätten, damit ihr Leben als gelungen gelten könne. Was das eigene Leben gut werden und gelingen lässt, können sich autonome Wesen selbst sagen – und es ist eine vernünftige Erwartung, dass sie zu unterschiedlichen Auffassungen darüber kommen, was das sein wird.

Allerdings sollte man auch bedenken, dass aus der richtigen Einsicht, dass man das ‚gute Leben' niemandem vorschreiben sollte, nicht die umfassende These folgt, dass sich über das gute Leben überhaupt nichts mehr sagen lässt. Allgemeinverbindlichkeit oder Privatisierung: Das ist eine falsche Alternative. Damit hat ein zentrales Versprechen der Moderne eine paradoxale Struktur: Einerseits verspricht die Moderne, ein gutes Leben für alle zu ermöglichen. Das ist das große Fortschrittsversprechen von Aufklärung, Autonomie und Demokratie. Andererseits verzichtet sie zugleich darauf, über das zu sprechen, was denn konkret ein gutes Leben ausmacht. Eine solche Privatisierung der Frage nach dem Guten kommt einer inhaltlichen Entkernung des Versprechens der Moderne gleich.

Beziehung und das gute Leben

Daher möchte ich im Folgenden einen Vorschlag für eine Theorie des guten Lebens andeuten, den ich an anderer Stelle ausführlicher entfaltet habe.[1] Die These ist denkbar einfach: Ein gutes Leben ereignet sich in gelingender Gemeinschaft. Der Mensch ist ein Beziehungswesen, welches auf Kooperation, Fairness und Anerkennung angewiesen ist. Diese Beziehungsfähigkeit, die man auch als relationale oder intersubjektive Grundsignatur der menschlichen Existenzweise bezeichnen kann, kommt nicht irgendwann zum Menschen hinzu, sondern sie ist entscheidend, um überhaupt Subjekte, die mit vernünftiger Freiheit begabt sind, entstehen zu lassen.

Biblisch-theologisch ist die Relationalität der menschlichen Existenzweise der Tiefenstrom, der so selbstverständlich die biblischen Anthropologien grundiert, dass er nur selten explizit zum Thema gemacht wird. Schon die Schöpfungserzählungen in Gen 1 und Gen 2 machen die grundsätzlich relationale Existenzweise des Menschen zum Thema. Sie ist etwa die eigentliche Pointe der Erschaffung des Menschen in Gen 1,27, die in Gen 2 weiter herausgearbeitet wird. Die theologische Aussageabsicht dieser Schöpfungserzählungen des Menschen zielt nicht auf Aussagen über das Wesen von Männern oder Frauen, sondern auf die grundlegende Kategorie der Gemeinschaft, der Beziehung.

Im Neuen Testament kommt dann der zentrale Gedanke der Reich-Gottes-Botschaft Jesu hinzu. Es ist wichtig, die Metapher vom ‚Reich Gottes' nicht raumzeitlich misszuverstehen: Das Reich Gottes ist kein Ort irgendwo im Universum, sondern eine relationale Wirklichkeit wechselseitiger Anerkennung. Diese Botschaft vom Reich Gottes lebt von einer spannungsreichen Balance: Einerseits gehen Christ:innen davon aus, dass sich in der Selbstmitteilung Gottes in Jesus von Nazareth bereits das hereinbrechende Reich Gottes zeigt: In Jesus von Nazareth wird performativ deutlich, dass der letzte Grund des Seins die Liebe ist und nicht das Nichts. Andererseits ist es offensichtlich, dass das Reich Gottes auf dieser Welt noch nicht vollends da ist: Viel zu viel Leid, Elend und Tod dominieren das Weltgeschehen, als dass man ernsthaft sagen könnte, dass wir bereits im Reiche Gottes lebten. Daher gilt etwas Doppeltes: Als Sohn Gottes – und damit ganz und gar Gott – verweist Jesus von Nazareth nicht einfach nur auf das Reich Gottes, sondern er realisiert es schon. Als Mensch (und auch dies ist Jesus ganz und gar) bleibt aber auch ihm nichts anderes übrig, als mit bestimmten Zeichen, Symbolen und Handlungen das Reich Gottes symbolisch aufscheinen zu lassen – es ist also noch nicht vollständig in der Welt realisiert. Daher lässt sich auch von einer vom Christentum gestifteten, entscheidenden Spannung zwischen dem ‚Schon' und dem ‚Noch-nicht' sprechen: Menschliche Gemeinschaft greift schon auf unbedingt gelingende Gemeinschaft, auf unbedingte Anerkennung aus; aber sie ist noch nicht in der Lage, die Unbedingtheit

1 Vgl. Breul, Martin et al., Was ist das gute Leben? Über Glauben und Handeln – ein Streitgespräch, Freiburg: Herder 2024.

von Gemeinschaft zu realisieren. Für unsere Zwecke lässt sich daher festhalten: Aus christlicher Perspektive lässt sich dann von gelingender Gemeinschaft sprechen, wenn in ihr das Reich Gottes – sprich: unbedingte Zuwendung und Anerkennung – anfanghaft realisiert ist.

Es ist wichtig zu sehen, dass jede Theorie des guten Lebens nicht nur eine existenzielle Dimension hat, sondern immer auch eine gesellschaftstheoretische. Das ist nur folgerichtig: Es wäre merkwürdig, die Wichtigkeit von Gemeinschaft und Beziehungen auf individueller Ebene zu betonen und dann nichts aus dieser Diagnose für die Organisation von Gemeinschaften folgen zu lassen. Dieser Gedanke ist auch in der christlichen Theologie strukturanalog formuliert worden, wenn es um die individuelle und die politische Botschaft des Christentums geht: Der Zuspruch existenzieller Geborgenheit, den ich etwa durch die jesuanische Botschaft des hereinbrechenden Reiches Gottes erfahre, wäre missverstanden, wenn ich aus diesem nicht auch einen Anspruch ableite, an der anfanghaften Realisierung dieses Reiches Gottes im irdischen Leben mitzuarbeiten und mich für alle Entrechteten, Verfolgten und Diskriminierten einzusetzen. Die christliche Gottesrede ist daher stets mit einem öffentlichen Anspruch und einem politischen Gestaltungsauftrag verknüpft. Sie ist gerade kein Sedativum, das den Gläubigen eine quietistische Haltung des ‚Gott wird es am Ende schon richten' erlaubt, sondern den aktivischen Anspruch formuliert, in der konkreten Nachfolge Jesu zu ‚Zeichen und Werkzeug' des göttlichen Handelns in der Welt zu werden.[2]

Füreinander und Miteinander

Gemeinschaft und Beziehung spielen also nicht nur für das individuelle Glück eine wichtige Rolle. Vielmehr ist im Begriff von Gemeinschaft und Beziehung bereits gegeben, dass Personen wechselseitig Verantwortung füreinander übernehmen. Das scheint im sozialen Nahbereich zunächst völlig einsichtig: Natürlich ist man für Partner:innen, Kinder und Freund:innen etc. verantwortlich – wenn es diesen schlecht geht, lässt man meist alles andere stehen und liegen, um sich um sie zu kümmern. Diese Verantwortung gilt aber auch für den größeren Kontext einer Gesellschaft, gar auch auf globaler Ebene: Wenn es wirklich stimmt, dass Gemeinschaft zentral für das Glück des Menschen ist, dann sind Menschen aufgefordert, politisch für solche Strukturen einzutreten, in denen Menschen unbelastet Gemeinschaft entdecken können. Dies lässt sich sowohl für die Kirche als auch für die Gesamtgesellschaft sagen: Die Kirche darf keine Glaubensgemeinschaft sein, die bestimmte Menschen, beispielsweise aufgrund ihrer Geschlechtsidentität oder ihrer sexuellen Orientierung, ausschließt. Und die Gesellschaft als solche sollte so beschaffen sein, dass sie die unterschiedlichen Ausprägungen von Gemeinschaftlichkeit gleich behandelt und keine inhärent diskriminierenden Strukturen beibehält. Daher gilt: Es gibt kein gutes Leben für den Einzelnen ohne Gerechtigkeit für alle.

Kommen wir am Ende zurück zum leeren Kalender der Neuzeit: Es ist ohne Zweifel ein Fortschritt, dass Menschen Autoren ihrer eigenen Biographie sind. Zugleich bedeutet dies nicht, dass der Kalender jedes Jahr wieder aufs Neue komplett leer ist – viele tragen etwa Geburtstage von Freund:innen oder Verwandten als ‚wiederkehrende Termine' ein, und auch in der Neuzeit sind Feiertage graphisch hervorgehoben. Ein guter Kalender ist daher nicht vollständig leer, sondern gibt einen Rahmen vor, innerhalb dessen die eigene Suche nach dem guten Leben vollzogen werden kann. Das geht niemals ohne Autonomie – aber auch Autonomie bedarf entgegenkommender Lebensformen und der konkreten Anderen, um Wirksamkeit entfalten zu können. Daher ist es so wichtig, philosophisch und theologisch über verschiedene Optionen der Deutung des ‚guten Lebens' nachzudenken. Denn das sollte man nicht den autoritären Paternalisten überlassen, die anderen vorschreiben möchten, wie sie zu leben haben.

2 Vgl. für ein Konzept einer solchen politischen Theologie für die Gegenwart auch: Breul, Martin, Privatsache Religion? Entwurf einer Postsäkularen Politischen Theologie, Freiburg: Herder 2026.



Foto: privat

Martin Breul,
ist seit 2023 Professor für Katholische Theologie mit dem Schwerpunkt Systematische Theologie an der TU Dortmund und forscht zum Verhältnis von Religion und Politik.

„Gutes Leben“ in Europa

Alois Kölbl im Gespräch mit Kardinal Ladislav Nemet SVD



Foto: Neuhold

Kardinal Ladislav Nemet SVD, seit 2022 Erzbischof von Belgrad und seit 2021 Vizepräsident des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), gehört zu den profilierten Stimmen der katholischen Kirche in Südost- und Mitteleuropa. Der 1956 als Sohn einer ungarischsprachigen Familie im heutigen Serbien geborene Steyler Missionar studierte in Polen und Rom, promovierte an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Dogmatischer Theologie und wirkte unter anderem als Missionar auf den Philippinen, als Theologieprofessor in Österreich und Kroatien sowie als Mitarbeiter der Vertretung des Heiligen Stuhls bei den Vereinten Nationen in Wien. 2008 wurde er Bischof von Zrenjanin, 2022 Erzbischof von Belgrad; Papst Franziskus nahm ihn im Dezember 2024 in das Kardinalskollegium auf. Als Vizepräsident des CCEE bringt Nemet seine Erfahrungen aus einer religiös, kulturell und politisch vielschichtigen Region in die Debatten über die Zukunft der Kirche in Europa ein. Alois Kölbl sprach mit Kardinal Nemet anlässlich des Pfingstdialogs „Geist & Gegenwart“, der im Mai dieses Jahres unter dem Titel „EUROPA(s)STÄRKEN“ auf Schloss Seggau stattfand. Bereits eineinhalb Jahre zuvor war ihm eine Studierendengruppe der KHG auf dem Weg in den Kosovo zu einem Gespräch in Belgrad begegnet.

Alois Kölbl: Das Bildungsprogramm der Katholischen Hochschulgemeinde steht heuer unter dem Jahresthema „Gutes Leben". Damit wollen wir uns auch mit der wachsenden Unzufriedenheit in unseren westlichen Gesellschaften auseinandersetzen, die sich oft auch gegen die Europäische Union richtet. Deshalb möchte ich mit der Leitfrage dieses Symposiums beginnen: Worin liegen Europas Stärken, und wie können wir Europa stärken?

Kardinal Ladislav Nemet: Ich lebe gerne in Europa, und Europa ist mir sehr wichtig. Ich habe auch die ungarische Staatsbürgerschaft. So stehe ich gewissermaßen mit einem Fuß in der Europäischen Union und mit dem anderen in Serbien außerhalb der EU. Serbien ist zwar Beitrittskandidat, aber von einer Mitgliedschaft leider noch weit entfernt. Eine große Stärke Europas besteht für mich darin, ein sichtbares Beispiel dafür zu geben, was es bedeutet, in einer freien, liberalen Gesellschaft zu leben, in der auch die Religionsfreiheit respektiert wird. Wir sprechen sehr oft von Europa als Wertegemeinschaft. Dazu gehört für mich ganz wesentlich die Religionsfreiheit. Das war nicht immer so. Europa hat jahrhundertelang religiöse Kriege geführt, besonders nach dem Aufkommen des Protestantismus. Trotzdem waren die Europäer schließlich bereit, sich auf Ordnungen einzulassen, die Freiheit garantierten. Interessant ist, dass der Heilige Stuhl damals nicht zu den treibenden Kräften gehörte. Ich freue mich deshalb, dass die katholische Kirche heute die Demokratie als eine normale, lebendige und lebensfreundliche gesellschaftliche Form anerkennt. Auch das war nicht immer so. Vor hundert Jahren wurde Demokratie in katholischen Kreisen teilweise verteufelt. Wenn man die Päpste nach dem Ersten Weltkrieg betrachtet, sieht man, dass sie Schwierigkeiten mit der damals noch jungen demokratischen Staatsform hatten. Heute ist die Kirche in Europa – gemeinsam mit den europäischen Staaten – eine Kraft, die dafür eintritt, dass Demokratie eine wichtige Form des Zusammenlebens bleibt. Demokratie eröffnet verschiedene Möglichkeiten, die für uns wesentlich sind. Freiheit, Solidarität, Religionsfreiheit und die Würde des Menschen gehören für mich zu den wichtigsten Werten Europas. Sie sind seine Stärke und zugleich etwas, das wir stärken müssen. Es ist keineswegs selbstverständlich, dass wir Demokratie für immer haben werden. Die Welt verändert sich, die Menschen und ihre Mentalitäten verändern sich. Auch politische und gesellschaftliche Formen können sich wandeln. Aber die Werte, die wir innerhalb der Demokratie entwickelt haben, müssen wir bewahren und schützen.

Sie waren Generalsekretär der Ungarischen Bischofskonferenz. Wie beurteilen Sie die Rolle der Kirchen in einer freien demokratischen Gesellschaft, gerade mit Blick auf die vergangenen sechzehn Jahre in Ungarn?

Das ist tatsächlich eine besondere Situation, die die Kirchen in Ungarn in den vergangenen sechzehn Jahren erlebt haben. Man muss hier bewusst von den Kirchen sprechen. Es gibt im Wesentlichen drei größere: die katholische Kirche als zahlenmäßig stärkste, die reformierte Kirche und die evangelisch-lutherische Kirche. Ich habe vor einiger Zeit bereits in einem Artikel kritisch geschrieben, dass die Kirchen aus dem Blick verloren haben, dass für das Christentum Christus und das Evangelium das Kriterium des Lebens sein müssen – und nicht politische Unterstützung, ein bequemes Leben oder finanzielle Zuwendungen der Regierung. Problematisch ist es, wenn die Kirchen in bestimmten Situationen ihre Stimme nicht erheben. Denken wir etwa an die Hassreden, die es in Ungarn gegeben hat, oder an das Schüren von Feindbildern im Zusammenhang mit dem Krieg in der Ukraine. Was wir jetzt brauchen, ist nicht nur eine Diskussion über Strukturen, sondern eine innere Umkehr. Es geht auch um jene Menschen, die durch die politische Haltung der Kirche enttäuscht oder sogar verletzt wurden und deshalb die Kirche verlassen haben. Die Statistiken zeigen das sehr deutlich. Als ich 2006 Generalsekretär war, bezeichneten sich in Ungarn fast sechs Millionen Menschen als katholisch. Bei der Volkszählung 2021 waren es nur noch etwa drei Millionen. Das ist ein drastischer Rückgang. Man muss sich ernsthaft fragen, warum das so ist.

Demokratie ist ein zentraler Wert unserer westlichen Gesellschaften, lässt sich aber nicht unmittelbar aus der Bibel ableiten. Welche biblischen Werte halten Sie für ein demokratisches Europa für besonders wichtig?

In biblischer Sprache wäre für mich besonders wichtig, dass wir einander als Geschwister betrachten. Jesus hat immer wieder davon gesprochen. Als er gefragt wurde: „Wer ist mein Nächster?", antwortete er mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Das ist ein Beispiel, das jeder verstehen kann. Oder denken wir an die Rede vom Jüngsten Gericht in Matthäus 25: „Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen; ich war krank, und ihr habt mich besucht." Die Menschen fragen: Wann haben wir dich gesehen? Jesus ist in jedem Menschen präsent. Deshalb müssen wir jeden Menschen lieben. Es geht also um mehr als Toleranz. Aus christlicher Sicht ist Lieben viel stärker als bloßes Tolerieren. Daraus entsteht auch Solidarität. Papst Franziskus hat das noch einmal mit einer anderen Wendung ausgedrückt: Alle Menschen sind Geschwister, und auch die Schöpfung gehört dazu. Die Erde ist gewissermaßen unsere gemeinsame Mutter. Wir müssen sie respektieren, das gemeinsame Haus bewahren und den kommenden Generationen weitergeben. Und natürlich würde ich als Christ, Priester und Ordensmann auch die Liebe zu Gott nennen. Wir dürfen Gott nicht aus unserem Leben ausklammern. In Europa wird immer weniger von Gott gesprochen. Ich glaube, dass wir wieder klarer über Gott reden müssen. Es ist gut, von Geschwisterlichkeit, Solidarität und der Würde der Person zu sprechen. Aber das



Sasha Kurmaz, Red Horse 3, 2022–2026. © Kurmaz

Evangelium hat auch seine eigene Sprache und eigene Begriffe. Gerade diese vermisse ich manchmal im öffentlichen Diskurs.

Als wir Sie vor rund eineinhalb Jahren mit einer Studierendengruppe in Belgrad besucht haben, haben wir bereits über die Situation in Serbien gesprochen. Wie erleben Sie die aktuellen gesellschaftlichen und konfessionellen Entwicklungen aus der Perspektive einer Minderheitenkirche?

Es sind tatsächlich turbulente Zeiten. In Serbien gibt es eigentlich immer Spannungen und Turbulenzen. Unsere kleine katholische Kirche ist gesellschaftlich überproportional präsent, vor allem durch die Caritas. Wir haben fünf Diözesen in Serbien, und die Caritas ist überall aktiv und leistet sehr gute Arbeit. Ihr Name ist bekannt, und damit auch die katholische Kirche. Für unsere Wahrnehmung im Land war außerdem die Entscheidung von Papst Franziskus sehr wichtig, mich zum Kardinal zu ernennen. Serbien hatte zuvor noch nie einen Kardinal. Die Reaktion der Regierung und der Bevölkerung war überwältigend positiv. Das hat unsere Sichtbarkeit im öffentlichen Diskurs deutlich erhöht. Auch mit der orthodoxen Kirche leben wir derzeit sehr gut zusammen. Natürlich kann ich nicht sagen, dass wir mit allen orthodoxen Bischöfen gleichermaßen gut zusammenarbeiten können. Es gibt Vertreter der älteren Generation, die selbst noch den Krieg in den 1990er-Jahren erlebt haben. Mit ihnen ist die Zusammenarbeit manchmal sehr schwierig. Mit Patriarch Porfirije dagegen haben wir eine sehr gute, freundschaftliche Beziehung. Ich kannte ihn schon vor seiner Wahl zum Patriarchen. Das hilft uns sehr. Einen offiziellen ökumenischen Dialog gibt es leider nicht. Aber die katholische Kirche wird zu vielen Veranstaltungen eingeladen und als Institution respektiert. Auch mit dem Staat können wir grundsätzlich gut zusammenarbeiten, wenn auch nicht immer unter völlig gleichen Bedingungen wie die Mehrheitskirche. Wir haben bestimmte Rechte. Religionsunterricht ist beispielsweise als Wahlpflichtfach an den Schulen möglich, und der Staat bezahlt unsere Religionslehrerinnen und -lehrer. Wir haben auch die Freiheit, im Medienapostolat präsent zu sein. Das Problem sind eher die Finanzen, weil wir vieles selbst bezahlen müssen. Als kleine Kirche mit ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung erhalten wir entsprechend geringe Mittel. Gleichzeitig gibt es Finanzierungsquellen, zu denen wir keinen Zugang haben, während die größere Kirche darauf zugreifen kann. Insofern ist die Gleichheit nicht immer vollkommen. Trotzdem wäre es falsch zu sagen, dass es uns schlecht geht. Wir können frei arbeiten und unseren Glauben frei praktizieren. Die Kirchen sind gut besucht. Besonders interessant ist derzeit die Entwicklung in der serbisch-orthodoxen Kirche.



Foto: Neuhold

Trotz verschiedener Skandale kommen sehr viele Menschen in die Kirchen. Für mich ist das ein Zeichen dafür, dass der Heilige Geist die Kirche führt und nicht nur die Hierarchie. Bemerkenswert ist vor allem, dass es nicht nur ältere Menschen sind. Viele der Kirchenbesucher sind zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Das ist ein sehr starkes Phänomen. Bei der Osterliturgie etwa war der Dom des Heiligen Sava völlig überfüllt. Tausende Menschen nahmen daran teil. Das ist schon beeindruckend.

Auch in Österreich wurden die Studierendenproteste in Serbien mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Welche Hoffnungen verbinden Sie mit dieser Bewegung – auch im Hinblick auf die Frage nach einem „guten Leben"?

Es ist interessant zu beobachten, wie sich diese Proteste langsam in eine stärker politische Richtung entwickeln. Es war vielleicht etwas naiv zu erwarten, dass allein durch die von den Studierenden organisierten und von vielen Bürgerinnen und Bürgern unterstützten Proteste unmittelbar ein politischer Wandel entstehen könnte. Es gab zunächst keine organisierte politische Struktur dahinter. Inzwischen hat sich das teilweise verändert. Bei Wahlen wurden erstmals auch entsprechende Listen aufgestellt. Die Proteste sind heute nicht mehr so stark wie zu Beginn. Die Universitäten und Schulen arbeiten wieder, aber es gibt weiterhin Proteste in unterschiedlichen Formen. Auch der Staat sucht, wenn auch nicht immer sichtbar, nach Wegen der Annäherung an die Studierenden und danach, sie stärker in gesellschaftliche Prozesse einzubinden. Wir warten nun auf die kommenden Wahlen. Die politische Situation ist derzeit für keine der beteiligten Gruppen einfach. Die Studierenden sind noch nicht vollständig organisiert, zugleich hat der Staat mit wirtschaftlichen und anderen Problemen zu kämpfen. Entscheidend ist für mich aber etwas anderes: Die Studierenden wollen ein besseres Leben. Das ist der eigentliche Motor dieser Bewegung.

Nach der Tragödie in Novi Sad im November 2024 entstand der Wunsch nach einem würdigeren Leben, nach weniger Korruption und danach, dass Rechte tatsächlich respektiert werden. Viele junge Menschen wollen ihr Land nicht verlassen müssen, um anderswo eine bessere Zukunft zu suchen. Die Studierenden sagen immer wieder: Wir wollen dieses Land nicht verlassen. Wir wollen unsere Zukunft hier suchen. Wir wollen hier bleiben. In der Jugend gibt es dieses starke Gespür für ein gutes Leben – und zugleich die Bereitschaft, selbst etwas dafür zu tun. Manches mag vielleicht naiv erscheinen. Aber junge Menschen haben die Kraft, Veränderungen anzustoßen. Und genau das tun sie.

„Win this nation back …“

Christliche „Erneuerung“ zwischen Sehnsucht, Selbstaufgabe und Fundamentalismus

Von Daniel Pachner

Volle Konzerthallen, bewegte Herzen und zum Gebet erhobene Hände: Die Bilder, die Organisationen wie das Gebetshaus Augsburg in groß angelegten Formaten wie der „Mehr-Konferenz“ generieren, sind starke Kontrastbilder zu leeren Kirchen, sich von der katholischen Kirche abwendenden Menschen und der Indifferenz gegenüber Religion, wie sie eine plurale Gesellschaft ebenso ausmacht. Der Bayerische Rundfunk hat dem Phänomen Johannes Hartl und Gebetshaus Augsburg Ende letzten Jahres eine 45-minütige Reportage unter dem Titel „Bayerns hippe Missionare“ gewidmet, die die Faszination für diese neuen Formen von Mission und Glaubensverkündigung in den Blick nimmt, aber auch kritische Stimmen zu Wort kommen lässt.

Unter den Begeisterten sind nicht nur viele tausende Besucher:innen und viele hunderttausende mehr, die auf Social Media folgen und liken, sondern auch hohe kirchliche Würdenträger wie Kardinal Christoph Schönborn. „Das ist Kirche“, sagt der Kardinal im Beitrag des BR, und er ist damit nicht allein. So berichtet der BR von Grußbotschaften des Kölner Kardinals Rainer Maria Woelki, von Teilnahmen des Augsburger Bischofs Bertram Meier und von der enormen Förderung, die FOCUS-Missionare, aber auch die Loretto-Gemeinschaft durch den Passauer Bischof Stefan Oster erhalten haben. Die Anziehungskraft und das Erreichen vieler Menschen scheinen Hoffnungen zu wecken, die man andernorts offenbar nicht mehr zu sehen vermag.

Emotional aufgeladen und beauftragt

Geändert hat sich seither weder in der Grundstruktur noch im Erfolg etwas. Noch im selben Monat veröffentlichte der BR eine Reportage zu Jüngerschaftsschulen – Einrichtungen, in denen vorwiegend junge Menschen über mehrere Monate hinweg zu Missionaren ausgebildet werden. Die tausende Euro teuren Schulen kann man nicht nur im Gebetshaus Augsburg, sondern auch etwa in Salzburg bei Loretto durchlaufen. Als „Flame Academy“ bezeichnet das Gebetshaus seine Jüngerschaftsschule, und ein Blick auf die Website lässt erahnen, für welchen Zündstoff diese Schule sorgen kann und auch will. Die „Special Forces“ Gottes will man dort ausbilden, Menschen, die zu mehr berufen sind „als zu einem netten Leben mit Sonntagsbesuch in der Kirche“ und „zum Profi im Gebet, Kämpfer im Lobpreis und Nachfolger in Leidenschaft“. Die Versprechungen sind groß: Wie man mit der Berufung, „an Jesu Seite zu kämpfen“, umgeht, lernt man dort – „auf natürlich übernatürliche Weise“ mit dem Ziel, „mit ihm den Sieg zu erringen“. Es geht darum, die Welt zu verändern, was man nur kann, wenn man lernt, „sie mit Gottes Augen zu sehen“. Denn in der „Flame Academy“ wird man nicht nur von ihm hören, „sondern ihm begegnen“. Eine zentrale Bedingung dafür? Die Erneuerung der „Fundamente deines Selbstbildes […], sodass Gott auf ihnen deine Berufung entfalten kann“.

Auch wenn man die großen Heilsversprechen inklusive direktem Kontakt mit Gott mal zur Seite schiebt, geben die martialische Rhetorik und die nötige Umpolung des eigenen Selbst für die Mission zu denken. Weniger auf einen Krieg eingestellt wird man bei Loretto Salzburg – auch hier aber ist die Erneuerung und Verwandlung ein zentrales Thema. Wie man auf der Website erfahren kann, geht es Loretto Salzburg dabei um die Schaffung eines Raumes, „in dem Herz, Verstand und Leben verwandelt werden – durch intensive Gemeinschaft, fundierte Lehre, Gebet und konkrete Nachfolge“. Das Ziel dieser Verwandlung: den „Traum Gottes“ für das eigene Leben zu entdecken.

Zwar sprechen die Betreiber der Jüngerschaftsschule von Loretto Salzburg von der Wichtigkeit der „eigenen Identität und Selbstannahme“, kritische Stimmen aus dem Umkreis werfen dabei aber mindestens einige Fragen auf. Für Aufruhr hat etwa der Bericht Sarah Lena Schlegels gesorgt, die in ihrem online abrufbaren Artikel von ihrem Erstkontakt mit Loretto erzählt, der letztlich in ein Rosenkranz-Gebet gegen die Abtreibungsklinik der Stadt mündete – und das mehrmals. Von Traumatisierung spricht sie und von „extrem reaktionärer Propaganda“. Sie ist nicht die Einzige, die von solchen Erlebnissen berichtet: Im BR-Beitrag über die neuen, „hippen Missionare“ wird von einer Studentin erzählt, die sich aus dem Umkreis von FOCUS lösen wollte und dabei unter solchen Druck gesetzt wurde, dass sie Suizidgedanken äußerte. Auch in einem Mitte Juli dieses Jahres veröffentlichten Radiobeitrag von Bayern 2 wird von Enge und Druck gesprochen.



Małgorzata Markiewicz, Let me strike another path, 2025. Foto: Elcapture.

Gesellschaftspolitik mit Religion machen

Wer in diese Welt eintaucht und auch kritische Stimmen zu Wort kommen lässt, sieht gleich, dass sich diese Liste noch weiterführen ließe. Die angestrebte Verwandlung, die von diesen stärker werdenden Bewegungen in den Blick genommen wird, scheint dabei nicht bloß eine individuelle zu sein, mit Druck und einem dualistisch anmutenden Weltbild versehen, bei dem die Hölle eine stetige Gefahr ist. Man hat auch gesellschaftliche Veränderungen im Blick – die man, von Ausnahmen abgesehen, nicht allzu offen anspricht. In den Liedern, die Events wie die Augsburger „Mehr-Konferenz" bestimmen, steckt vielleicht ein Hinweis. *Worship* ist ungeschlagen beliebt, und das nicht ohne Grund: Energiegeladene Musik, zum Tanzen einladende Rhythmen und einfache Texte machen das Einstimmen, zumal mit vielen anderen, ganz leicht. Wer die Inhalte in den Blick nimmt, sollte zumindest kurz jedoch ins Grübeln kommen. So wird in „Build Your Kingdom Here" von *Rend Collective* von einer Erde gesungen, die es wiederzubeleben gilt, von Straßen, die geheilt werden müssen, von einer mit Feuer versehenen Kirche und einer Nation, die es zurückzugewinnen gilt. Verbunden mit dem Auftrag zur Mission in jeder Nation ruft gefühlsgeladen und auf Einheit beschwörend Kari Jobe Carnes in „Heal Our Land" Gott zur Heilung des Landes an. Auch in deutschsprachigen Liedern wie „Mutig komm ich vor den Thron" von *Urban Life Worship & Juri Friesen* fehlt es nicht an starken Bildern: vom reinigenden Blut Christi ist ebenso die Rede wie von der Gefahr der erneuten Verdammung durch das eigene Herz und den Zweifel einflößenden Satan.

Von direkten Aufrufen zu politischer Aktivität oder gar Gewalt ist man zwar weit weg. Die Frage ist dennoch, welche Bedrohungen und Krankheiten man denn im Blick haben sollte, wenn von einem der Heilung bedürftigen Land gesprochen wird. Gegen wen wird man auf den Kampf eigentlich konkret vorbereitet? Und warum ist die Verwandlung, die in der Rhetorik und Stimmung an eine Selbstaufgabe erinnert, eigentlich so zentral? Auf eindeutige Antworten lassen sich Verantwortliche ungern festnageln.

Konkreter werden da schon Christfluencer, die heute auf Instagram nicht nur auf Online-Shops verweisen und in amerikanisch-evangelikaler Ästhetik Bibeln und mehr verkaufen, sondern auch gerne mit Vertreter:innen der AfD ins Gespräch kommen und Gesellschaftspolitik betreiben. Zu ihnen zählt etwa der Kanal *liebezurbibel*, auf dem man als junge Frau nicht nur erklärt bekommt, dass

Unterordnung nicht gleich Unterdrückung heißt. Auch Trauerbekundungen anlässlich des Mordes an Charlie Kirk kann man auf dem Kanal lesen – einem rechtspopulistisch eingestuften, MAGA und Trump unterstützenden Aktivisten, der laut der Betreiberin des Kanals, Jasmin Friesen, „einfach für Wahrheit stand". Beinahe 100.000 Menschen folgen der Influencerin, die zu den erfolgreichsten bewusst „christliche" Inhalte verbreitenden Evangelikalen in Deutschland gehört und sich insbesondere modernen Feminismus zum Feind erwählt hat – und auch die „Systemmedien", eine Feindschaft, die wohl im Zuge mehrerer kritischer Berichterstattungen über die Christfluencerin entstanden ist.

Was das alles so anziehend macht

Ich frage bei Sr. Marie-Pasquale Reuver nach, worin die starke Anziehungskraft dieser neuen Art von Christentum liegt. Die Franziskanerin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Missbrauchsaufarbeitung, Theologin und Pastoralreferentin und zurzeit in Stuttgart tätig. Aus ihrer langjährigen Tätigkeit heraus weiß sie zu berichten, dass die Gefahr von Missbrauch weder auf eine Kirche oder Gruppe allein beschränkt noch auf eine einzelne Ursache zurückgeführt werden kann. Junge Menschen erlebt sie heute als sehr auf Rituale konzentriert. Oft begegnet sie der Sehnsucht nach Sicherheit, der Hoffnung, genau zu wissen, „wie die Welt ist", und der Einstellung, „wenn ich mich so und so verhalte, geht es mir gut". Bei charismatischen Gruppen, die mit einfachen Antworten für diese Sehnsucht werben, sieht sie die Gefahr, dass Fundamentalismus und eine „positive Radikalität" eine toxische Kombination ergeben, die ein geradezu perfekter Nährboden für Missbrauch sind.

Die amerikanisch-evangelikale, Erfolg (und Geld) betonende Ästhetik dieser Gruppen kann leicht blenden. Das Ganze dahinter aber sei potenziell toxisch und habe etwa in Frankreich unter dem Stichwort „Fall der Sterne" zu vielen Fällen geistlichen und sexuellen Missbrauchs in charismatischen Gruppierungen gesorgt. Dabei wundert es Sr. Reuver nicht, dass charismatische Gruppen Erfolg haben, denn immerhin geben sie einen klaren Weg zum Heil vor. Auch auf die emotionale, oft mit dem Genre *Worship* verbundene Musik kommt sie dabei zu sprechen. Was ihr aber fehlt, ist das nötige „Pendant an Nüchternheit", das solche Gruppierungen vermissen lassen. Auf das Leiden geben sie, so die Franziskanerin, eigentlich keine echte Antwort. Irgendwann merke man, „das ist nur Milch und keine feste Nahrung".

Zugleich sind solche Gruppierungen von einem hohen Leistungsgedanken geprägt – je charismatischer, desto selbsterlösender, ist dabei die Devise. Dabei fehlt es an einer gesunden Balance, denn die zentrale Bedeutung der Selbsterlösung läuft auf eine Verantwortung hinaus, „die eigentlich keinen Gott mehr braucht". Gott, so Sr. Reuver, wird dabei entweder als König weit in die Ferne gerückt oder die Kreuzigung als nicht nur Sünden, sondern auch alle konkreten Lebensprobleme hinwegnehmender Prozess verstanden. Dann hängt es rein an einem selbst: Wenn man nur fest genug betet, lobpreist und alles, aufgrund dessen man der Gunst Gottes verlustig gehen könnte, ablehnt und bekämpft, wird alles gut. Schwäche fehle diesen Gottesbildern, so Sr. Reuver. Wohl nicht ohne Grund stellt sich bei mir der Eindruck von einem feudal herrschenden Gott à la Anselm von Canterbury ein, der hoch erhoben thronend das Opfer seines Sohnes braucht, um die Menschheit zu erlösen – wenig Wunder, dass das eigene Opfer und der Leistungsgedanke dann so zentral werden. Die Sehnsucht nach Sicherheit und Antworten und eine zwar oft inhaltsleere, dafür fordernde und aufgeladene Verkündigung gehen dabei eine Allianz ein, die hochgefährlich für suchende Menschen sein kann.

Ich werde im Gespräch mit ihr das Gefühl nicht los, dass vieles von dem, was charismatische Gruppen postulieren und versprechen, mit einem im Leben mit all seinen Mühen und Schwierigkeiten, aber auch dem Schönen beheimateten Glauben wenig zu tun hat. Eine zentrale Frage wirft Sr. Reuver, die für mehr Mut zum Glauben und Zeugnis der bestehenden katholischen Gemeinden eintritt, für mich dabei auf: „Wie schaffen wir es, Freiheit und Sicherheit in Einklang zu bringen?"

Das neue Christentum und das gute Leben

Es geht um einen Einklang, der an manchen Orten sicherlich besser funktioniert als an denen, die hier vorrangig thematisiert worden sind. Denn das Phänomen des „neuen" Christentums, wie ich es etwa in Graz kennengelernt habe, ist enorm vielschichtig. Äußerst bedenkliche Bilder, die in den Recherchen des BR eindrücklich gezeigt werden, gehören ebenso dazu wie der Eindruck eines Wunsches nach Mehr, nach Sichtbarmachen dessen, was einen erfüllt. Bedenklich bleibt dabei die Ähnlichkeit der verwendeten Begriffe wie etwa „Zeugenschaft" – denn oftmals wird dabei eine Gleichheit von Gruppen und Initiativen suggeriert, die im Kern dann gar nicht mehr gegeben zu sein scheint.

Abseits der Hoffnung auf ein Erstarken des christlichen Glaubens (wohl auch quantitativ), wie es sich manche Verantwortliche in der Kirche wohl von neuen Bewegungen wünschen, sollte eine andere Frage mehr ins Zentrum rü-

cken: Ist der Glaube, der hier vorgelebt und verkündigt wird, ein lebensfördernder? Einer also, der das Leben der Menschen bereichert und in diesem Sinne ein „gutes Leben“ fördert? Zentral scheint mir diese Frage, da sie besonders auch in der Frage von Sr. Marie-Pasquale Reuver steckt, wie Freiheit und Sicherheit in Einklang gebracht werden können. Ihre Frage lässt nicht nur kritisch nach den Gottesbildern (und Menschenbildern) fragen, die sich im Dickicht von Christfluencertum, *Worship* und Jüngerschaftsschulen verbergen. Denn am Ende scheint in nicht zu wenigen konkreten Formen eines „neuen“ Christentums niemand wirklich frei zu sein: weder Gott, der thronend Ordnung garantieren muss und anders kaum vorkommt, weder Christus, der potenziell als reines Opfer gesehen wird, noch der Mensch, der seinem eigenen Herzen misstrauen und bereit sein muss, alles an sich aufzugeben, um nicht aus der Gunst Gottes zu fallen. Hadern, Zweifeln und das Ringen mit Gott, von dem die Bibel auf mannigfaltige Weise *positiv* erzählt und von dem auch die Biografien nicht weniger Heiliger geprägt sind, drohen, an sich suspekt zu sein. Einzelnes, was in dieser Welt gepredigt wird, mag vielleicht nicht gleich bedenklich sein. Die Kombination aus einer bestimmten Ästhetik, fordernder, sich kumpelhaft gebender Sprache, der zentralen Forderung nach Selbstaufgabe, dem Spiel mit Emotionen und Ängsten und der inhaltlichen Beliebigkeit, die den Zielen des Sieges und Erfolges dient, sollte zu denken geben. Und natürlich die Politik und Gesellschaftsbilder, die in dieser Welt immer wieder propagiert werden, wobei insbesondere Feminismus, queere Communitys, andere Religionen oder auch liberalere Theologie zu Zielscheiben werden. Führt das alles wirklich in ein gutes Leben mit Gott, mit sich und mit anderen? Und sollten diese Gruppen, wenn sie wirklich an einen liebenden Gott glauben und etwas Positives in die Welt tragen wollen, nicht mit dieser Wirkung und diesen inneren Auswüchsen selbst mehr hadern? Wo dieser innere Kampf gegen Missstände und der Wille zur Reflexion fehlt, sollte es auch kirchlicherseits klareren und spürbareren Widerstand geben.

Denn die neuen (charismatischen) Bewegungen und alles, was sie ausmacht, werfen auch eine grundlegend theologische Frage auf: Ist Sicherheit wirklich nur möglich, wenn man die eigene Freiheit dafür opfert? Oder reduziert man dabei nicht die Gnade Gottes, der in der Menschwerdung das menschliche Wesen selbst geheiligt und angenommen hat und dabei „zur Freiheit berufen“ hat, wie es im ersten Petrusbrief zu lesen ist? Es sind grundlegende Fragen, von denen man den Eindruck hat, dass sie innerhalb bestimmter Communitys wohl zu weiten Teilen (noch) nicht gestellt werden dürfen. Für jene, die außerhalb stehen, fordert diese Form von „Erneuerung“ auf dreifache Weise: Verantwortliche innerhalb der katholischen Kirche müssen sich die Frage stellen, wie viel Raum sie diesen Gruppen, so erfolgreich sie auch scheinen mögen, wirklich geben sollen – gerade vor dem Hintergrund der Balance von Freiheit und Sicherheit, was auch den Schutz suchender, potenziell labiler Menschen inkludiert. Es braucht auch die Frage, wie ein guter Dialog möglich ist, der das positiv Neue nicht angesichts des negativ Neuen zunichtemacht. Gefordert sind aber auch Christ:innen, die den Glauben anders verstehen: nicht zu schweigen, sondern selbst ein authentisches Zeugnis eines Glaubens zu geben, der ohne Druck und Zwang auskommt.

Quellen und zum Weiterlesen:
https://www.br.de/nachrichten/bayern/bayerns-hippe-missionare-gedanken-aendern-triebe-umleiten,V0ujDnk
https://www.standpunkt.press/als-ich-mit-15-gegen-abtreibungen-beten-musste-832/
https://www.br.de/nachrichten/bayern/missionierung-als-ziel-das-passiert-in-juengerschaftsschulen,V3AkdRQ
https://www.ardmediathek.de/video/stationen/christfluencer-mit-jesus-gegen-den-feminismus/br/https://www.swr.de/swrkultur/programm/schoene-neue-kirche-wie-junge-ultrakonservative-bewegungen-in-die-gesellschaft-draengen-glauben-2026-06-28-100.html
https://base-salzburg.loretto.at/j9-juengerschaft/
https://flameacademy.gebetshaus.org
https://www.instagram.com/liebezurbibel/?hl=de
https://www.instagram.com/sr.mariepasquale/



Daniel Pachner,
ist Bildungsreferent der KHG Graz
und Chefredakteur von D+G.

Foto: KHG



Sasha Kurmaz, Red Horse 4, 2022–2026. © Kurmaz

Die Anwesenheit der Abwesenden

Erzählen als Dialog mit dem ‚Anderen' in Dorothee Elmigers Roman *Die Holländerinnen*

Von Maria Schigan

In Elmigers preisgekröntem Roman *Die Holländerinnen* (2025) stellt sich die Frage nach dem Guten insofern, als sich der Text vor allem für dessen Gegenteil interessiert: die Schattenseiten des menschlichen Lebens, jene licht- und sprachlosen Orte, die auf die Kunstwelt seit jeher eine ungeheure Faszination ausüben. Postkoloniale Ausbeutung, Gewalt zwischen den Geschlechtern und Selbstmord sind nur einige der Themen, die behandelt werden. Auf inhaltlicher und formal-ästhetischer Ebene wird dabei immer wieder das Erzählen selbst hinterfragt, wodurch sich nicht zuletzt ethische Fragen auftun: Inwieweit darf Literatur zum bloßen Selbstzweck vom Leid anderer erzählen? ‚Kann' sie das überhaupt? Welche Blickwinkel bleiben außen vor, wenn das Schicksal von Betroffenen wie ein Rohstoff behandelt wird, dem verschiedene Deutungen eingeschrieben werden? Wo der Roman das Erzählen problematisiert, reflektiert er seine eigenen Voraussetzungen – insbesondere die Tatsache, dass es zu einer Verengung der Perspektiven kommt, wenn die Logik des Kapitalismus in die Kunstproduktion Einzug hält. Die Frage, die zwischen den Zeilen mitschwingt, ist also keine geringere als die nach der Verantwortung der Literatur gegenüber der Würde des menschlichen Lebens.

Zwei tote Frauen, ein berühmter ‚Theatermacher'

Im Zentrum des Romans steht eine bekannte Schriftstellerin, die von einem gefeierten ‚Theatermacher' für ein Projekt im Dschungel Panamas angeheuert wird. Sein Interesse gilt dem ungeklärten Schicksal zweier junger holländischer Rucksacktouristinnen, die dort im Zuge einer Wanderung verschollen sind. Die Spuren, die sie hinterlassen haben, deuten auf ihren Tod hin: So wurden neben persönlichen Gegenständen auch Reste ihrer Knochen gefunden. Mit einem Ensemble aus Laiendarsteller:innen möchte der Regisseur diesen realen ‚Cold Case' aus dem Jahr 2014 im Stil des „hypnotischen Realismus" nachstellen und ihn als „tropische Passion" (12) inszenieren. Die Schriftstellerin soll bei der Erarbeitung des „Material[s]" (47) Protokoll führen und Geschehnisse und Gespräche im Camp und auf der anschließenden Wanderung genauestens dokumentieren. Eine ähnliche Funktion erfüllen „Handkamera", „Tonangel und Rekorder" (90), die für den Theatermacher ebenso essentiell sind wie ein Mädchenchor aus Holland, der den Marsch durch den Dschungel musikalisch begleiten soll.

Problematisierung des Erzählens

Vermittelt wird all das retrospektiv im Rahmen einer Poetikvorlesung, zu der man die Schriftstellerin eingeladen hat. Ausgehend von ihren fragmentarischen Notizen berichtet sie von ihren Erlebnissen im Urwald, den verstörenden Gesprächen der Teammitglieder und den verschlungenen Pfaden, auf denen sich „ihr eigenes zerklüftetes Inneres nach außen gekehrt" (138) habe. Zudem betont sie, dass sich „ihr Schaffen [seither] in einem Prozess der Auflösung befinde" (11). Die Schwierigkeit des Erzählens wird aber nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf formal-ästhetischer Ebene deutlich, wo der fast durchgängige Einsatz der indirekten Rede den Eindruck erzeugt, es handle sich beim Erzählten und den mitgelieferten Deutungsversuchen lediglich um ‚Vorschläge', nicht um einen Tatsachenbericht. So heißt es im Text:

„Man müsse dies alles, sagt sie, im Kontext der *Holländerinnen* betrachten, man müsse alles, was nun folge, den Terror der Nächte, die schonungslosen Tage, vor dem Hintergrund dieser Geschichte verstehen, die der Theatermacher für sein Stück noch einmal hervorgeholt und ans Licht geschleift habe, weil er darin, so seine Erklärung, etwas in Bilder gefasst oder in diesen Bildern enthüllt finde, das er aber nicht *sagen* könne, das sich grundsätzlich nicht sagen lasse, *das letzte Reale* vielleicht, mit Lacan gesprochen, das *Angst-objekt par excellence*." (38)

Die Holländerinnen als Erzählerinnen?

Wie dieses Zitat verdeutlicht, nutzt der Theatermacher das Schicksal der Holländerinnen in seinem Projekt wie eine Art Magnet, um die absurden, unbewussten und gewaltsamen Facetten des Daseins einzufangen. Er füllt die Lücken in ihrer Geschichte u. a. mit rätselhaften und leidvollen Erzählungen aus dem Leben der Ensemblemitglieder auf, wobei diese scheinbar spontanen Äußerungen durchaus als Teil der Inszenierung verstanden werden müssen. So

vermutet eine der Darstellerinnen, dass sie nur deshalb ausgewählt worden sei, weil der Theatermacher von der „sogenannte[n] Ziegengeschichte“ (46) gehört habe – einem Erlebnis, das ihr vor einiger Zeit widerfahren sei und ihn im Kontext des Stücks interessiert habe. An Stellen wie diesen wird deutlich, was die Voraussetzung dieser Inszenierung ist: die vom Theatermacher immer wieder angedeutete ‚Abwesenheit‘ der Holländerinnen „als Erzählerinnen […], die sich fortlaufend von ihnen entfernten“ (48). Während er die Getöteten und Verstummten mit jener vieldiskutierten Leerstelle in eins setzt, die von der symbolischen Ordnung der männlich geprägten, westlich-abendländischen Kultur nicht erfasst werden kann, relativiert die Schriftstellerin das Projekt des Theatermachers nicht zuletzt im Festhalten der Sorge der Teammitglieder, dass der „Preis“ des Projekts „in einem gewissen Sinne der nochmalige Tod der Frauen“ (89) sei. Dieser Einwand hindert den Theatermacher nicht daran, die Suche nach den Holländerinnen als einen Prozess zu ‚inszenieren‘, in dem die Grenzen der Sprache und des mit ihr verbundenen kulturellen Wertesystems hervortreten können, wie folgendes Zitat veranschaulicht: „Für einen Moment, sagt sie, sei er ihr vorgekommen wie ein dem Wahn verfallener König, ein irrer Gebieter, wie er da gestanden und seiner Truppe, seinem unwilligen Gefolge erklärt habe, man müsse nun weiter, es gelte, noch weiter, *immer weiter hinein* und *bis ans Äußerste zu gehen*.“ (137) Über den Bericht der Schriftstellerin wird das Vorgehen des Theatermachers im Text immer wieder kritisch gefiltert. Elmiger reflektiert damit nicht nur die ideologischen Voraussetzungen der Kunstproduktion, sondern erschafft auch einen erweiterten Erzählraum, in dem die Erfahrung einer bedrohlichen Wirklichkeit – wie sie die Holländerinnen im Dschungel gemacht haben dürften – nicht von vornherein einem bestimmten Deutungshorizont untergeordnet ist.

Die Anwesenheit der Abwesenden

Zwei Aspekte sind hier zu berücksichtigen: zum einen die Tatsache, dass der Aufenthalt im Dschungel die Schreibpraxis der Schriftstellerin einschränkt und sie zu einer anderen Form der Wahrnehmung zwingt; zum anderen das mit diesem Perspektivwechsel verbundene Bewusstsein für die ‚Sprache‘ des Dschungels, die sich ihrerseits immer mehr aufdrängt und eine Art Dialog evoziert, in dem die Holländerinnen in gewisser Weise hörbar werden. Die Schriftstellerin berichtet etwa davon, dass ihre Aufzeichnungen nicht nur infolge des heftigen Regens zunehmend unleserlich geworden seien, sondern auch durch einen nächtlichen Sturz, bei dem sie sich ihr Handgelenk verstaucht habe. Im Urwald habe sie sich zudem in einem Zustand „fiebrige[r] Haltlosigkeit“ und „Zerrüttung“ (67) befunden, in dem „sie ihnen, den Holländerinnen, von Stunde zu Stunde nähergekommen“ und schließlich „selbst zur Holländerin geworden sei“ (140), wie sie mit Blick auf jene Stunden schildert, in denen sie allein durch die Wildnis des Dschungels geirrt sei. Ihre Schilderung lässt vermuten, dass sie den Holländerinnen dort als Teil ihrer Selbst begegnet ist – eines Selbst, das insofern nicht mehr klar umgrenzt ist, als es sich in seiner Verletzlichkeit und materiellen Abhängigkeit von der Umgebung erfährt, seiner „ganz realen, ganz körperlichen Anwesenheit in der Landschaft, im Stoff“ (90). Durch diese Grenzen aufbrechende Eingebundenheit in einen lebendigen Raum der unmittelbaren Begegnung verliert auch das Auseinanderklaffen von Zeichen und Bedeutung an Relevanz. Der ethische Anspruch, der mit Lévinas als Begegnung mit dem ‚Antlitz des Anderen‘ gedeutet werden kann, wird durch die Schrift nicht aufgeschoben, sondern wird ein unmittelbarer Anspruch des Waldes selbst, den die Schriftstellerin in Worte zu fassen versucht: „Der Wald sei feucht gewesen, er habe gepocht, pulsiert, wie ein inneres Organ, Herz oder Lunge, ein großer, dunkelgrüner Mund. Je länger sie gegangen seien, desto mehr hätten sie *begriffen*, und doch sei ihnen alles noch immer unleserlich, fast außerirdisch vorgekommen.“ (119)

Erzählen als Dialog mit dem ‚Anderen‘

Während der Theatermacher die Geschichte der Holländerinnen also nach eigenem Ermessen und im Rückgriff auf schriftliches Wissen in eine dramatische Inszenierung verwandelt, die er als „Totenbeschwörung“ (89) begreift, versteht die Schriftstellerin ihren Bericht explizit als Suchbewegung und Dokument des Scheiterns. Interessanterweise schafft es Elmiger gerade durch diese Problematisierung des Erzählens, die ihr nicht zuletzt durch den Einschub mehrerer Erzählebenen gelingt, die Perspektive der Holländerinnen (im übertragenen Sinn) einzubringen. So macht sie darauf aufmerksam, dass diejenigen, die das Recht hätten, ihre Geschichte zu erzählen, nicht mehr da sind, was aber nicht bedeutet, dass ihre Stimmen verstummt sind, hat doch die ethische Verantwortung gegenüber dem ‚Anderen‘ auch über den Tod hinaus Bestand. In diesem Sinn ‚sagen‘ uns *Die Holländerinnen* vor allem eines: Die Literatur muss ein Ort kritischer Abwägung sein, an dem der künstlerische Umgang mit der konkreten Leiderfahrung des ‚Anderen‘ immer wieder neu reflektiert werden muss.



Maria Schigan, studiert in Graz Germanistik. Sie ist Studienassistentin im Bereich Neuere deutsche Literatur. 2024 gewann sie den Literaturwettbewerb *wirsindlesenswert*.

Foto: Brandl



Vatikanpavillon bei der 61. Kunstbiennale von Venedig im Giardino Mistico, 2026. Foto: David Levene



WIE LÄSST SICH DAS GUTE LEBEN?

Die Frage nach dem „Guten“, nicht erst seit Platon eine zentrale Kategorie des Denkens und der Lebensorientierung, scheint heute immer abstrakter und weltfremder zu werden. Angesichts der himmelschreienden Ungerechtigkeiten, mit denen wir tagtäglich in Nachrichten und durch Social Media konfrontiert werden, kann die Frage geradezu zynisch erscheinen. Sie verstummen zu lassen, kann aber nicht die Lösung sein, ist doch die Sehnsucht nach dem Guten und die Hoffnung, dass es auch eintrete, eine grundmenschliche Angelegenheit.

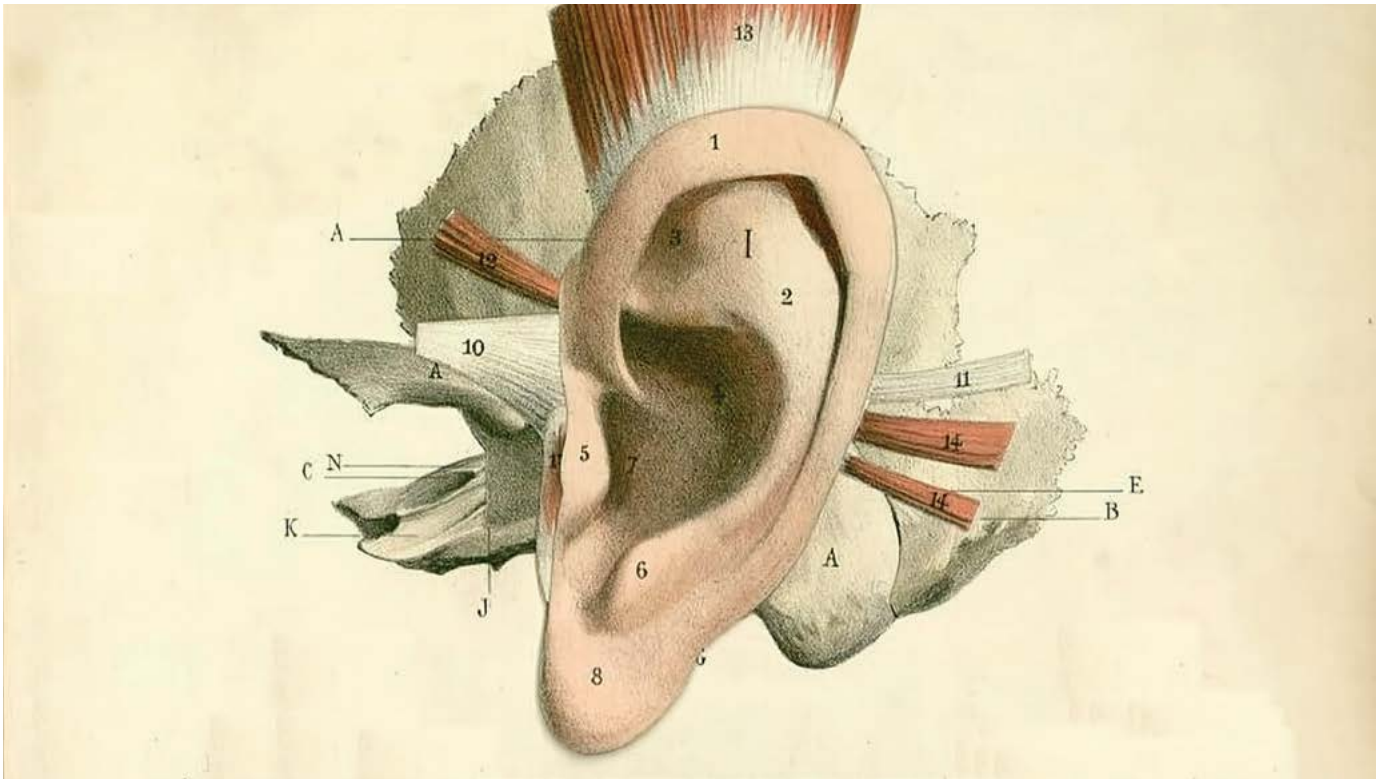
Das Ohr als Auge der Seele

Alois Kölbl im Gespräch mit Kardinal José Tolentino de Mendonça

Erst seit 2013 nimmt der Vatikan mit einem eigenen Pavillon an der ältesten Kunstbiennale der Welt in Venedig teil. Bespielte man anfangs einen Raum neben den anderen Länderpavillons im Arsenale mit Themenvorgaben aus der Bibel, so änderte sich nach einer mehrjährigen Pause das Konzept grundsätzlich. War es am Anfang ein klassischer Ausstellungsraum im Bereich des Biennale-Geländes, so setzte man in der Folge auf existenzielle Erfahrungsräume wie das Frauengefängnis von Venedig in einem ehemaligen Kloster bei der letzten oder einen Klostergarten neben dem Bahnhofsgelände und einer ehemaligen Kirche mit Hospital bei der diesjährigen Biennale. Beide Pavillons hat der portugiesische Kardinal José Tolentino de Mendonça, Leiter des Päpstlichen Kulturrates, als Kommissär des Pavillons verantwortet. Vor seiner Tätigkeit in der Römischen Kurie war er in Lissabon Professor für Neues Testament und theologische Ästhetik. Er ist auch als Schriftsteller tätig und wurde in seiner Heimat mit mehreren Literaturpreisen ausgezeichnet. Für den von Hans Ulrich Obrist kuratierten Pavillon des Heiligen Stuhls wurden in diesem Jahr 23 Künstler:innen eingeladen, auf Texte von Hildegard von Bingen (1098–1179) zu reagieren, die man im „Giardino Mistico", dem Klostergarten der Unbeschuhten Karmeliten beim Bahnhof von Venedig, hören kann, und auch der bedeutende Filmemacher Alexander Kluge setzt sich in seiner letzten, unmittelbar vor seinem Tod entstandenen Werkserie, die in der ehemaligen Kirche Santa Maria Ausiliatrice präsentiert wird, mit der mittelalterlichen Mystikerin auseinander. Klang als eine Form des Wissens und die Verbindung von Körper und Welt, Mikro- und Makrokosmos durch Musik ist einer ihrer Schlüsselgedanken, der im Garten des Karmelitenklosters sinnlich erfahrbar gemacht werden soll. In den Räumlichkeiten bei der ehemaligen Kirche am anderen Ende der Stadt hat Alexander Kluge in zwölf Filmen, digitalen Bildinstallationen und Collagen, in denen er auch Künstliche Intelligenz benutzt, Texte, Bilder und Visionen Hildegards mit zeitgenössischen Bildern verschränkt. Alois Kölbl hat mit Kardinal Tolentino de Mendonça anlässlich der Eröffnung der Biennale in Venedig über Hildegard von Bingen und den Pavillon des Vatikans gesprochen.



Foto: Kölbl



Alexander Kluge, The Human Ear, 2026. Print on copper, 81 x 46,5 cm.
The Pavilion of the Holy See. The Ear is the Eye of the Soul.

Alois Kölbl: **„The Ear Is the Eye of the Soul" („Das Ohr ist das Auge der Seele") ist der sehr poetische Titel der diesjährigen Ausstellung im Pavillon des Vatikans bei der Biennale von Venedig. In welchem Bezug steht er zum Konzept der Ausstellung und was bedeutet er für Sie persönlich als Theologe und Schriftsteller?**

Kardinal Tolentino de Mendonça: Es war Alexander Kluge, der uns diesen Titel vorgeschlagen hat. Er ließ sich dabei von Hildegard von Bingen inspirieren. Ich denke, der Titel fasst sehr viel vom Geist dieser Ausstellung zusammen und überhaupt vom Geist der Biennale, wenn wir an den Titel denken, den die aus Afrika stammende Kuratorin Koyo Kouo über ihr Ausstellungskonzept geschrieben hat: „In Minor Keys" lässt an die Molltonarten und die leisen Töne denken, an Aufmerksamkeit für die Zwischentöne und das Zwischenmenschliche, an das, was sich im alltäglichen Leben ereignet. Mir persönlich gefällt der Titel sehr, weil er zwei Sinne miteinander verbindet: das Hören und das Sehen. Beide scheinen Sinneswahrnehmungen der Distanz zu sein. Es ist anders als beim Tastsinn, der die unmittelbare Berührung braucht, oder dem Geschmacksinn, der davon lebt, dass man etwas in den Mund nimmt. Sehen aber geschieht aus der Ferne, und auch das Hören nimmt etwas wahr, zu dem eine Entfernung besteht. Es sind gleichsam zwei Sonden, mit denen wir das Ferne erfassen. Für nicht wenige Menschen unserer Zeit ist die Erfahrung von Gott und Transzendenz in weite Ferne gerückt, sie haben in ihrem Leben gar keine Bedeutung mehr. Für die mittelalterliche Mystikerin Hildegard von Bingen war das Erleben Gottes eine sehr konkrete, auch sinnliche Erfahrung. Vielleicht drückt sich in ihrer enormen Popularität, die wir zurzeit erleben, auch eine Sehnsucht nach spiritueller Erfahrung aus. Man kennt sie heute vor allem wegen ihres Wissens über Pflanzen und Naturheilkunde, aber Hildegard steht für viel mehr als Kräuter und Heilkunde. Es geht bei ihr als hochgebildeter Theologin und Musikerin um tiefes Hören und innere Aufmerksamkeit. Damit ist sie auch eine sehr zeitgenössische Gestalt, die unserer schnelllebigen, hektischen und lauten Zeit viel zu sagen hat. Ich denke, nicht zuletzt deswegen ist sie auch außerhalb der Kirche so populär.

Welche Bedeutung hat Hildegard für Sie persönlich? Und welche Rolle spielt sie für diese Ausstellung?

Als Papst Benedikt XVI. 2012 die heilige Hildegard zur Kirchenlehrerin erhob, betonte er, dass sie zwar eine Gestalt des Mittelalters, zugleich aber von großer Aktualität für unsere Zeit sei. Ich glaube, genau das ist entscheidend. Wenn man mich fragt, was Hildegard für die Kirche von heute so wichtig macht, dann würde ich antworten: Hildegard ist in der Lage, ganz unterschiedliche Welten miteinander in Berührung zu bringen. Damit steht sie auch genau für das, was sich im Titel der diesjährigen Biennale bündelt. Menschen gelangen aus den verschiedensten Motiven zu Hildegard von Bingen: Die einen interessieren sich für ihre Musik, andere für ihre Malerei, wieder andere für alternative Heilmethoden. Manche suchen



Vatikanpavillon bei der 61. Kunstbiennale von Venedig im Giardino Mistico, 2026. Foto: David Levene

die Mystik, andere die Heilkunde, wieder andere das religiöse oder geistliche Leben. Gerade diese Vielfalt der Zugänge ermöglicht auch eine Begegnung mit der Komplexität unserer heutigen Welt. Deshalb sehe auch ich in ihr eine Kirchenlehrerin unserer Zeit. Sie besitzt eine Weisheit, die ganz unterschiedliche Dimensionen unseres Menschseins berührt und nicht beim Intellekt oder bei intellektuellem Wissen stehenbleibt. Gerade das ist es, was die Kirche und auch die Menschen heute brauchen. Es bedarf vieler unterschiedlicher Zugänge und Wege im kulturellen Dialog, den die Kirche mit der Gegenwart führen muss. Papst Franziskus hat diesbezüglich entscheidende neue Wege gewiesen. Er war der erste Papst, der die Biennale von Venedig besucht hat. Dass der Vatikanpavillon vor zwei Jahren im Frauengefängnis von Venedig angesiedelt war, hat viel mit der Persönlichkeit von Papst Franziskus zu tun und entsprach ganz dem, wofür er als Papst Aufmerksamkeit wecken wollte: Empathie, Versöhnung, Interesse für Menschen, die am Rand unserer Gesellschaft stehen. Damit hat er auch ein ganz neues Kapitel in der Präsenz des Heiligen Stuhls bei der Biennale von Venedig aufgeschlagen.

Wie sehen Sie die beiden Pavillons, für die Sie verantwortlich waren, im Blick auf den vorherigen Pavillon im Biennale-Gelände und die Pavillons der anderen Länder? Gibt es eine ähnliche Verbindung von Papst Leo zum diesjährigen Pavillon wie zwischen Papst Franziskus und dem Pavillon im Frauengefängnis?

Der Heilige Stuhl ist ein ganz besonderer „Staat". Er verfügt nicht über eine eigene nationale Künstlergemeinschaft. Gerade das gibt ihm eine größere Freiheit, denn er kann Dinge tun, die andere nationale Pavillons normalerweise nicht tun können. Eine dieser Möglichkeiten besteht darin, die zeitgenössische Kunst an neue Orte zu bringen, an Orte von besonderer existenzieller Bedeutung. Vor zwei Jahren haben wir den Pavillon in einem Gefängnis eingerichtet. In gewisser Weise haben wir auch in diesem Jahr wieder geschlossene Orte gewählt: das Kloster und den „hortus conclusus", den umschlossenen Klostergarten. Es sind Orte der Abgeschiedenheit, aber zugleich Orte, an denen man lernt, Orte, an denen man jene Freiheit des Blicks einüben kann, die religiöse Erfahrung eröffnen kann. Das korreliert mit der Erfahrung und dem Leben einer Frau wie Hildegard von Bingen: ihr Leben als Äbtissin, Gelehrte, Mystikerin und Heilkundlerin war letztlich ein Abenteuer der Freiheit, ein Abenteuer großer Kreativität und schöpferischer Vorstellungskraft. Der Kurator Hans Ulrich Obrist hat für sein Ausstellungskonzept den Begriff des „deep listening" ins Spiel gebracht. Das steht für mich in einem Zusammenhang mit dem, was Papst Franziskus bei der letzten Biennale gemacht hat, und auch

dem Konzept von Synodalität, das er uns als sein Erbe mitgegeben hat. Franziskus war der erste Papst, der die Biennale von Venedig in ihrer mehr als hundertdreißigjährigen Geschichte besucht hat. Damit hat er etwas eingeführt – oder besser gesagt: einen Weg fortgesetzt –, den ich bereits im Zweiten Vatikanischen Konzil angelegt sehe: Die Kirche ist Lehrerin, aber sie ist zugleich auch Schülerin oder eben Hörende. Sie hat der Welt nicht nur etwas zu sagen; sie hat auch etwas von der Welt zu lernen. Sie muss der Welt zuhören. Die Initiative des Heiligen Stuhls, bei der Biennale mit einem Pavillon vertreten zu sein, geschah nicht primär deshalb, um etwas zu lehren oder mitzuteilen, sondern um in einen Dialog einzutreten und zuzuhören. Der Pavillon ist ein Ort des Hörens und des Lernens, eine Auseinandersetzung mit der Polyphonie der Gegenwart. Es geht in den Pavillons als Orten des Zuhörens auch nicht darum, Künstler:innen einzuladen, die einfach die Botschaft der Kirche wiederholen. Es geht darum, echte und ehrliche Begegnung zu ermöglichen. Wir wollen keine gefälligen Künstler:innen, sondern Künstler:innen, die wahrhaftige und qualitätsvolle Kunst schaffen. Gerade in dieser Offenheit können auch Überraschungen entstehen. Ich glaube, der Pavillon vor zwei Jahren war eine große Überraschung. Nicht zuletzt für uns selber. Aber auch dieser Pavillon, der von der heiligen Hildegard von Bingen inspiriert ist, will allein schon durch die Wahl des Ortes in einem sonst kaum zugänglichen Klostergarten überraschen. Das entspricht auch ganz Papst Leo und seiner Herkunft aus der augustinischen Spiritualität. Aus ihr schöpfend ist der derzeitige Papst jemand, der der inneren Lebenswelt des Menschen große Aufmerksamkeit schenkt, dem Hören auf das eigene Innere. Das findet sich schon bei Augustinus: Wir können Gott außerhalb von uns suchen, aber letztlich wartet er auf uns in unserem Herzen. Wir kennen das berühmte Zitat aus seinen *Confessiones*: „Du warst in mir, ich aber war draußen und suchte dich dort." Genau hier kann der Titel unserer Ausstellung anknüpfen: „Das Ohr ist das Auge der Seele". Denn indem wir auf uns selbst hören – und letztlich ist dieser Pavillon ein großes Labor des Hörens, ja vieler verschiedener Formen des Hörens –, können wir die Tiefe, die Möglichkeit und die Chance des inneren Lebens neu entdecken.

Wir leben in einer Zeit multipler Krisen: Kriege, Klimakrise, Wirtschaftsprobleme. Sehen Sie eine Möglichkeit, Hoffnungsperspektiven zu entwickeln, die den Menschen unserer Zeit abhanden gekommen zu sein scheinen? Könnten Kunst und Kirche dazu etwas beitragen?

Diesbezüglich halte ich Alexander Kluges Arbeit und seinen Blick auf das Werk von Hildegard von Bingen aus einem Abstand von neun Jahrhunderten für besonders bedeutsam. Er spricht von drei Dingen. Er sagt: Wir leben in einer Zeit der Katastrophen. Das schafft Unsicherheit und erzeugt Ängste. Diese dystopische Sicht auf die Welt und auf unsere Gegenwart ist etwas, dem wir uns stellen müssen. Im Wahrnehmen der Dystopie nehmen wir aber zugleich ein tiefes Bedürfnis nach Trost wahr und die Frage: Wie können die Wunden der Welt geheilt werden? Kluge sagt: Indem wir die Erzählungen, die Geschichten und die Gestalten unserer Tradition wiederentdecken. Hildegard ist so eine Gestalt. Sie ist eine Heilerin und lehrt uns die Kraft des Trostes. Ich glaube, dass dies heute ein besonders notwendiger Auftrag ist: die Tränen der Welt zu trocknen und Hoffnung weiterzugeben in einer Zeit, die von Leid und Krieg gezeichnet ist. Ohne Scheuklappen und ohne etwas von diesen Katastrophen schönzureden. Ich denke, in unserem Pavillon könnte man so etwas wie ein Handwerk des Friedens einüben. Denn zunächst geht es immer um den inneren Frieden, aus dem Vertrauen und Respekt für andere erwächst.

Unser Heft trägt den Titel „Gutes Leben". Ich denke, der „Giardino Mistico", der stille Klostergarten unmittelbar neben dem Lärm, der Hektik und der Betriebsamkeit des Bahnhofs von Venedig, könnte etwas mit unserer Fragestellung zu tun haben. Wie haben Sie den Garten erlebt?

Unsere Moderne hat sich auf der Vorstellung aufgebaut, dass die Welt entzaubert ist. Das bedeutet: Es gibt keinen unschuldigen Blick mehr auf die Welt, weil wir all die Kräfte erkennen, die sie zu einem verwundeten und dunklen Ort machen. Dort – in diesem Garten – erhalten wir jedoch die Möglichkeit zu entdecken, dass die Welt ein geheimnisvoller und wunderbarer Ort ist. Es gibt den Zauber mitten in der Welt. An diesem magischen Ort lässt sich diese Erfahrung machen. Der Zauber wird erfahrbar, wenn wir bereit sind, die Welt mit neuen Augen anzuschauen. So, als sähen wir sie zum ersten Mal, mit einem ganz ursprünglichen Blick. In einem Garten kann das ganz unmittelbar geschehen: die Betrachtung der Schönheit einer Blüte etwa, die ihren Zauber nur für kurze, sehr begrenzte Zeit entfaltet, lässt uns auch unser menschliches Leben und unsere Lebenszeit ganz neu sehen. Im Garten der Karmeliten verbindet sich die Magie des Ortes mit Musik und Poesie von Künstler:innen, die auf die Texte und Gedanken der Hildegard von Bingen reagieren. Das kann zu einer tiefen spirituellen Erfahrung werden. Als ich den Garten besuchte, war ich tief bewegt. Ich würde sogar sagen: Es war eine religiöse Ergriffenheit. Unsere Sinne sind Tore, durch die Gott in unser Leben eintritt. Eine Stunde im Garten kann das Herz verändern. Ich würde mir wünschen, dass viele Besucherinnen und Besucher diese Erfahrung machen.

Hildegard von Bingnen, Scivias I.3: God, Cosmos, and Humanity, 1165.



Die Suche nach dem guten Leben

Anmerkungen aus ethischer Perspektive

Von Ralf Lutz

Menschen versuchen, das Gelingen ihres Lebens zu betreiben. Sie fragen nach dem Glücken ihrer Existenz. Sie tun das zwar nicht immer, sie tun es auch mehr oder weniger bewusst, und sie geben auch höchst unterschiedliche Antworten darauf, was das gute Leben sei und wie es zu erreichen sei, aber die Frage danach scheint zum Menschen zu gehören. Darüber nachzudenken, bedeutet Ethik zu treiben. Das gehört zu einem reflektierten Leben, das bewusst geführt wird. Woher aber kommt dieses Bedürfnis?

Der Mensch kann als *Wesen der Selbstdefinition* verstanden werden. Seine Weltoffenheit, das partielle Nichtfestgelegtsein durch alle möglichen Umstände, verlangt eine *Selbstdeutung*. Es steht nicht deterministisch immer schon fest und ist auch nicht einfach vorgegeben, was er ist und was er sein kann, was er sein will und sein soll. Er muss sich selbst Gründe für sein Handeln geben, um die Frage nach Ziel und Zweck seines Daseins je neu zu beantworten. Er ist quasi die personifizierte Frage nach sich selbst und kann die Frage nach dem Glücken seines Lebens daher auch nicht loswerden, ohne sich selbst loszuwerden. Dieses Nichtfestgestelltsein ist eine Form der Freiheit, die ihn allerdings zwingt, sich selbst immer wieder Rechenschaft darüber zu geben, woran sein Handeln und Entscheiden sich orientieren soll.

Das Leben des Menschen und seine Ziele

Dabei handelt es sich nicht um eine rein theoretische Angelegenheit, sondern um eine zutiefst praktische Frage nach individueller Orientierung und Motivation, nach erstrebenswerten Zielen und dem, was Leben wertvoll macht. Aber nicht alle Antworten sind gleichwertig. Es gibt solche, die geeigneter und solche, die weniger geeignet erscheinen, weil sie Leben und dessen Entfaltung befördern oder gutes Leben – zumindest *in the long run* – eher verhindern. Kurz gesagt: Menschen wollen sich einen Reim auf ihr Leben (und das anderer) machen und wollen, dass es gelingt. Der Mensch ist mithin ein *glücksverwiesenes Wesen*. Er kann es praktisch gar nicht lassen, nach dem guten Leben zu fragen, da es deutungsoffen ist und er damit ein unabgeschlossenes Projekt darstellt, das zwischen Gelingen und Scheitern quasi aufgespannt ist. Ernstzunehmende Antworten formulieren nun keine einfachen Rezepte, eher werden formale Hinweise und Erfahrungen benannt. Dabei liegt das eigentliche Interesse der Philosophie seit der Antike bei einem *Erfüllungsglück*, nicht bei einem Zufallsglück und auch nicht bei einem reinen Gefühlsglück. Das Glück, etwa in der wirkungsgeschichtlich einflussreichen Tradition des Aristoteles, wurde als das *höchste Strebensziel* des Menschen verstanden. Das *letzte Ziel aller menschlichen Bemühungen* wurde mit „Glück" (*eudaimonia*) bezeichnet. Gemeint ist ein Leben, das als Ganzes gelingt. Zwei wesentliche Aspekte liegen in dieser Bestimmung. Erstens, dass Glück im Rahmen antiker Ethik ein *Tätigkeits- und Vollzugswort* ist, *kein Zustandswort*. Analog einem Musiker, der Freude beim Musizieren hat, ein Künstler beim Malen oder Gestalten, ein Koch beim Kochen, so ist Glück in diesem Sinne etwas, was sich einstellt, wenn der Mensch das tut und vollzieht, was ihn als Menschen spezifisch auszeichnet, wenn er seine spezifische(n) Fähigkeit(en) realisiert – und zwar auf eine spezifisch menschliche Weise. Mit anderen Worten: Auch an der Art und Weise, *wie* er das tut, was er tut, an der *Qualität des Strebens*, entscheidet sich viel. Und zweitens, dass Glück *epiphänomenalen Charakter* haben soll, mithin eine Art Begleiterscheinung ist, kein dominantes, sondern ein inklusives Ziel unseres Lebens ist, mithin kein Ziel unter anderen, das wir mit einzelnen Aktionen erreichen oder verfehlen könnten, sondern eine Art *Fluchtpunkt aller Bemühungen*. Glück stellt sich demnach ein, wenn der Mensch das verwirklicht, was ihn zum Menschen macht, wenn er seiner *Bestimmung als Mensch* gerecht wird. Wird das konsequent zu Ende gedacht, kann *kein einzelnes Gut* damit gemeint sein, sondern ein *Erfüllungsintegrativ*: gelingendes Leben.

Was braucht es für ein gutes Leben?

Auf der Suche nach einem tragfähigen Verständnis und einer daran Maß nehmenden Ausrichtung und Prägung des Lebens bedarf es nach Meinung antiker und moderner Autoren einiger Voraussetzungen, um einem solchen qualifizierten Glück quasi näherkommen zu können: Reflexion, Dialog und prägende Beziehungen, positive Modelle, von denen wir lernen können – und Moral. Ja, kein dauerhaftes Glück ohne Moral. Ethische Normen, Werte und Prinzipien, wenn sie nicht rigide oder legalistisch missverstanden werden, sondern auf das Leben, das sie ermöglichen sollen, erschlossen werden, unterstützen das gute Leben. Denn: Ist gelingendes Leben denkbar ohne die Ansprüche begründeter Moral, wenn etwa elementare Formen der Gerechtigkeit mit Füßen getreten werden oder grundlegende Hilfspflichten oder einfache Formen der Wahrhaftigkeit keine Geltung besitzen? Wohl kaum! Gut begründete Normativität dient dem guten Leben, muss sich allerdings auch bewähren in diesem Sinne – oder wird dauerhaft infrage gestellt.

Aber Moral macht umgekehrt nicht einfach glücklich, verlangt mitunter sogar, subjektive Glücksmöglichkeiten zurückzustellen. Mit anderen Worten: kein dauerhaftes Glück ohne Moral, aber Moral garantiert das Glück noch nicht. Neben dem schon Erwähnten ist auch noch mehr vonnöten: günstige äußere Umstände, ein funktionierendes Gemeinwesen, eine Portion Vernunft, die uns hilft, auf kluge Weise Extreme zu vermeiden, und anderes mehr. Vor allem braucht es aber stabile Haltungen. Sollen die glücksermöglichenden Ziele und Werte nicht nur für einzelne Handlungen und Entscheidungen Relevanz haben, sondern dauerhaft unser Handeln bestimmen können, bedarf es der Ausbildung und der Pflege von Haltungen. In klassischer Formulierung werden hier Tugenden bezeichnet. Gemeint sind durch Gewöhnung erworbene wertgetragene Haltungen, die sich bewährt haben und diejenigen Werte, die uns wichtig erscheinen, so in unserer Person verankern, dass möglichst alle Handlungskräfte an der Verwirklichung beteiligt werden. Damit können diese Fähigkeiten in vergleichbaren Situationen auch wieder abgerufen werden.

Das gute Leben und die Frage nach Sinn

So könnte die Suche nach Bausteinen des Glücks weitergehen. Aber hätte sich damit die Frage nach dem Gelingen schon erübrigt, wenn möglichst viele solcher Aspekte zusammengetragen werden würden? Nein, es gibt schließlich ein Bedürfnis, das irgendwie quer zu den klassischen Glückskriterien liegt: *die Frage nach dem Sinn*. Wir sind eben nicht immer glücklich, kommen in Krisen, haben mit körperlichen und seelischen Hypotheken oder einfach widrigen Umständen zu kämpfen und scheitern mitunter. Leben ist zerbrechlich und gefährdet und am Ende wartet der Tod – und dennoch suchen wir Menschen das gelingende Leben. Was wird aus dem tiefen Wunsch nach dem guten Leben, wenn klassische Glückskriterien nicht oder nicht mehr oder eben aktuell nicht oder einfach viel zu wenig realisierbar sind? Soll das Bedürfnis nach Gelingen nicht degenerieren in einen kruden Hedonismus, der dem Missverständnis aufsitzt, Glücksgefühle einfach maximieren zu können, in einen Egoismus, der dem Missverständnis aufsitzt, dauerhaftes Glück auf Kosten der Moral realisieren zu können, oder in einen Materialismus, der einer Verwechslung von Lebensglück mit dem Besitzen von Objekten (oder Surrogaten davon) aufsitzt, dann dürfte sich irgendwann die *Sinnfrage* stellen: Wozu, wofür lebe ich? Was macht – mein – Leben wertvoll?

Anspruchsvolle und ganzheitliche Glückskonzeptionen haben natürlich Verbindungen mit dem Sinnbegriff, da sie von der Verwirklichung dessen sprechen, was für das Wesen des Menschen gehalten wird. Vielleicht hat die moderne Frage nach Lebenssinn zumindest partiell auch das Erbe ursprünglich antiker Glückskonzeptionen angetreten – aber sie geht darin nicht auf: Sinnfragen stellen sich – zumindest potenziell – auch dann, wenn Glücksfragen (noch) nicht oder nicht mehr gestellt werden, stellen sich trotz oder in vermeintlichem Glück, stellen sich aber auch, und womöglich sogar mit nachdrücklicher Vehemenz, im Unglück. Natürlich, wenn wir uns aktuell glücklich fühlen, stellen wir zunächst keine Fragen nach Sinn oder Unsinn, aber wenn der Blick aufs ganze Leben geht, stellt sich irgendwann die Frage, wofür es sich zu leben wirklich lohnt – und was *meine* Antwort darauf ist. Die Fragen nach Glück und Sinn sind nicht identisch. Die Sinnfrage stellt sich vielleicht gerade besonders in Krisen, wenn das Glück verlustig gegangen zu sein scheint. Der Mensch kann in diesem Sinne als ein Wesen verstanden werden, das ein ausgeprägtes Bedürfnis hat, sein Leben als sinnvoll zu erleben – trotz und gerade in krisenhaften Situationen. „Antwortet" der Mensch adäquat auf dieses Bedürfnis, d. h. lebt und erlebt er sein Leben (immer wieder) als sinn- und wertvoll, können sich daraus enorme Widerstands- und Motivationskräfte zur Vorbeugung und Überwindung von Krisen ergeben – und Quellen des Glücks, dann nämlich, wenn Glück sich quasi indirekt,

als Folge eines wert- und sinnvollen Lebens, einstellt, als *„affektiver Nachhall" sinnvoller Existenz.*

Wofür es sich zu leben lohnt

Menschliche Sinnfragen bündeln in gewisser Weise die vielen praktischen Fragen des Menschen nach sich selbst und geben sich auch mit abstrakten Antworten über *den Sinn des Lebens* kaum zufrieden, sondern wollen die konkrete und lebenspraktisch hochbedeutsame Frage beantworten: Wozu und worauf hin lebe ich mein aktuelles Leben? Menschen können sehr darunter leiden und buchstäblich krank werden, wenn sie dieses Bedürfnis dauerhaft nicht befriedigen können, wenn ihre *sinnsucherischen Potentiale gehemmt* sind und unbeantwortet bleiben. Dieser „Wille zum Sinn" (V. E. Frankl) zielt als primäre Motivation im Leben des Menschen auf *konkrete und einmalige Sinnmöglichkeiten.* Der erstrebte Sinn ist daher nur individuell erfassbar und muss auch je selbst gefunden und kann nicht einfach verordnet werden. Sinn erlebt man schließlich durch die *Verwirklichung von Werten*, die etwas für bedeutsam erklären, für das es sich zu leben lohnt, ein Worumwillen der jeweils konkreten Existenz, das in der Regel als Lebensaufgabe erlebt wird. *Wertverwirklichung ist der Weg zur Sinnverwirklichung.* Wenn das keine Theorie allein für die Sonnenseiten des Lebens sein soll, muss es sich auch und gerade in Krisen und Krankheit bewähren. Auch in extremen Situationen Sinn zu verwirklichen, ist eine humane Möglichkeit, die wir zwar nicht einfordern können – höchstens von uns selbst –, die aber potenziell gegeben ist. Durch diese Möglichkeit wird Unglück oder werden Belastungen nicht einfach ungeschehen gemacht oder irgendwie doch wieder gutgeheißen, sondern sie stellt einen Raum der Freiheit dar, mitunter auch nur einen Spalt, für eine wertorientierte Stellungnahme gegenüber der jeweiligen Belastung. Und in dieser Stellungnahme steckt zumindest eine Aussicht auf Bewältigung.

Werden diese Fragen nach dem guten Leben, nach Glück und Sinn, existenziell erschlossen, biographisch angeeignet und immer wieder positiv beantwortet, sind wir dem guten Leben schon ein ganzes Stück nähergekommen.

Veranstaltungshinweis zum Thema: DER MENSCH VOR DER FRAGE NACH DEM SINN. Vortrag und Podiumsdiskussion mit Philosoph Volker Gerhardt (Humbold-Universität Berlin), Theologe und Benediktinerpater Anselm Grün OSB (Online-Impulsreferat) und Psychologe und Psychiater Michael Lehofer (LKH II Graz). Die Veranstaltung findet im Rahmen der Gesprächsreihe „Moraltheologie Aktuell" statt, die vom Institut für Moraltheologie der Katholisch-Theologischen Fakultät in Kooperation mit der KHG Graz organisiert wird.
DO 12. NOV, 18:00 Uhr im HS 47.01,
Universitätszentrum Theologie,
Heinrichstraße 78, 8010 Graz
Wir bitten um Anmeldung unter:
cornelia.flori@uni-graz.at



Ralf Lutz,
ist Theologe und Psychologe sowie Leiter des Instituts für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz.

Foto: privat

Die Logotherapie von Viktor E. Frankl

Der logotherapeutische Weg, ein gutes, sinnvolles Leben zu führen

Die Logotherapie und Existenzanalyse nach Viktor Frankl (1905–1997) feiert in diesem Jahr ihr hundertjähriges Bestehen. Die Höhenpsychologie, wie Frankls Lehre auch genannt wird, kann dem heutigen Menschen Klarheit und Orientierung für ein gutes, sinnvolles Leben bieten.

Der Ausgangspunkt der Logotherapie ist die nach Frankl eigentliche Grundmotivation des Menschen, der Wille zum Sinn oder ein sinnvolles Leben führen zu wollen. Selbst in Krankheit oder einem Schicksalsschlag sucht der Mensch intuitiv nach Gestaltungsmöglichkeiten, um mit der Situation umgehen zu können oder der Krise etwas Sinnvolles abzuringen. Diese Kraft, das Leben unter allen Umständen zu gestalten, kommt nicht aus der psychischen, sondern aus der noetischen, spezifisch humanen Dimension.

Der Mensch ist geistige Person, hat eine Psyche und einen Körper

Der Mensch ist also ein dreidimensionales Wesen, eine Einheit aus Körper, Psyche und Geist. Die geistige Dimension wird in der Logotherapie auch die geistige Person genannt. Damit ist die Person gemeint, welche fähig ist, mit allen Lebensumständen einen individuellen Umgang zu finden. Der Mensch als geistiges Wesen inkarniert vertikal in die horizontalen Bedingungen (biologisches und psychisches Erbe), die er vorfindet, und strebt mit wachsendem Grad eines Selbst-Bewusstseins nach Sinn im Leben.

Sinn ist logotherapeutisch gesprochen die „wertvollste Möglichkeit, die ein Mensch in einer konkreten Situation erfüllen kann, also das, was notwendigerweise zu tun ist, damit die Situation zu ihrem Sein gelangt“[1]. Wertvoll kann eine individuell erkannte Möglichkeit aber nur sein, wenn sie mit den übergeordneten Tugenden des Wahren, Guten und Schönen graduell übereinstimmt. Sinn als wertvolle Möglichkeit ist somit objektiv und besteht unabhängig davon, ob er angestrebt wird oder nicht. Der individuelle Sinn hat somit einen transzendenten Charakter. Sinn, logotherapeutisch verstanden, wurzelt in der Transzendenz, die das Wahre, Gute und Schöne ist.

Somit kann die böse Absicht eines Menschen nur sinnwidrig sein, das hyperreflektierende Um-sich-selbst-Kreisen und Sich-selbst-ausschließlich-der-Nächste-Sein ebenso. Sich bewusst auf der Ebene z. B. der christlichen sieben Todsünden zu bewegen, erfasst sehr gut, was ein sinnloses oder ein ‚wider-wertiges‘ Leben ausmacht: Überheblichkeit, Geiz, Genusssucht, blinde Wut, Egozentrik, Neid und Gleichgültigkeit. Ein gutes und sinnvolles Leben hingegen wird genährt durch das Ausgerichtet-Sein auf den gegenwärtigen Moment und das, was jetzt sinnvoll zu tun ist.

Als geistige Person, die ein Mensch ist, steht man immer in einem Antagonismus zwischen Psyche und Soma einerseits und geistiger Person andererseits, also einem noetisch-psychophysischen Antagonismus. Die Logotherapie will den Menschen bewusst machen, dass niemand dem sich aufdrängenden Impuls eines psychischen Gefühls oder Gedankens folgen muss. Ein Neidgefühl z. B. kann jederzeit im Menschen aufkommen. Es ist nicht entscheidend, ob ein Neidgefühl aufkommt, sondern wie der Mensch mit diesem Gefühl jetzt umgeht.

Der Mensch kann sich von Gefühlen und Gedanken distanzieren (Selbstdistanzierungsfähigkeit), indem er sich der noetischen oder humanen Dimension bewusster wird. Als geistige Person, die der Mensch ist, kann er entscheiden, wie mit dem Gefühl oder dem Gedanken umgegangen werden soll. Um eine sinnvolle Möglichkeit erkennen zu können, ist ein Bewusstsein für den dimensionalen Unterschied zwischen Psychophysikum und geistiger Person entscheidend. Die Person, die ich bin, nimmt wahr und entscheidet letztendlich individuell und situativ, etwa mit dem Neidgefühl umzugehen: „Ich kann Neid in mir wahrnehmen. Wie will ich mit meinem Neid jetzt umgehen?“

Mit dem Benennen dessen, was in mir psychisch vorgeht, und der Suche nach der sinnvollen Möglichkeit, jetzt damit umzugehen, nehme ich als Person, die ich bin, dem Neidgefühl die Kontrolle ab und damit auch die Energie für das übliche Reaktionsmuster nach außen.

Bewusstes Entscheiden

Ein Mensch, der ein sinnvolles Leben führt, folgt nicht automatisch den psychischen Impulsen oder Reaktionen, die sich ihm aufdrängen, und ebenso wenig den gesellschaftlichen Vorgaben oder den familiären oder beruflichen Verpflichtungen, sondern er entscheidet sich stets bewusst für das, was jetzt sinnvoll und manchmal auch notwendig sinnvoll ist.

1 Biller, Karlheinz/de Lourdes Stiegeler, Maria. Wörterbuch der Logotherapie und Existenzanalyse von Viktor E. Frankl. Sachbegriffe, Metaphern, Fremdwörter, Budapest: Tarsoly Verlag 2017, S. 387.

Die bewusste Entscheidung für den Umgang mit dem, was gerade in einem Menschen vorgeht und um einen Menschen herum geschieht, und für das, was jetzt sinnentsprechend getan werden soll, ist die Basis eines sinnvoll geführten, guten Lebens. So wandelt sich jede von innen oder außen kommende Verpflichtung, der gegenüber ein Mensch keine Wahl hat, zur Annahme der Verantwortung für jede Situation, vor die das Leben den Menschen stellt.

„Es ist das Leben, das uns die Fragen stellt. Wir haben zu antworten und diese Antworten zu verantworten!" (Kopernikanische Wende)

Menschen, die sich als Opfer der Lebensumstände und innerpsychischer Vorgänge sehen, opfern ihre Freiheit (freien Willen), die sie als geistige Personen haben, mit den Situationen im Leben umzugehen und das vorgegebene, schicksalshafte Lebensmaterial zu formen und zu gestalten.

„Mensch sein heißt ja niemals, nun einmal so und nicht anders sein müssen, Mensch sein heißt immer, immer auch anders werden können." (Viktor E. Frankl)

Frankls „anders werden können" bezieht sich aber nicht darauf, dass der Mensch seine Grundcharakterstruktur, seine genetische Disposition, die psychosoziale Prägung grundlegend ändern kann. Aber er kann anders werden, indem er seine Einstellung oder Sichtweise ändert, den vorhandenen Umständen trotzt (Trotzmacht des Geistes) und vor allem sich „von sich selbst nicht alles gefallen lässt".

Vor allem kann ein Mensch Veränderungen bei sich und in seinem Umfeld bewirken, wenn er aufhört, um sich selbst zu kreisen. In der heutigen Gesellschaft mit ihrem Hang zur Selbstbezogenheit, wo ein permanenter Fokus auf die eigene Befindlichkeit, Bedürftigkeit und Außenwirkung gelegt wird, kann übersehen werden, dass der Mensch nur dann eine nachhaltige Sinnerfüllung fühlen kann, wenn er sich über den Tellerrand des eigenen Selbst hinausbegibt (Selbsttranszendenz) und den Blick auf die Welt um sich herum lenkt.

„Im Aufgehen in einer Sache wird der Mensch erst ganz Mensch, wird er er selbst. Das heißt, Selbstverwirklichung ist nur zu haben um den Preis der Selbsttranszendenz, der Selbstvergessenheit." (Viktor E. Frankl)

Über das eigene Selbst hinausblicken

Ein sinnvolles und gutes Leben ist ein Leben für etwas (eine Sache oder Aufgabe) oder für einen oder mehrere andere Menschen, andere Lebewesen oder die Natur. Über das eigene Selbst hinauszublicken, erfordert Mut, denn es bedeutet die ausschließliche Sorge um sich und das eigene Überleben zu überschreiten. Vor allem die sich psychisch gegenwärtig aufdrängende Sorge um die Zukunft befeuert eine aus meiner Sicht ängstliche und egozentrische Atmosphäre in unserer Gesellschaft. Wer mit seiner Vergangenheit oder Zukunft beschäftigt ist, kann nicht gegenwärtig sein, und somit werden die Sinnmöglichkeiten übersehen, die sich in der Gegenwart eröffnen würden.

Dabei spricht schon Jesus im Matthäus-Evangelium den Menschen Mut zu, wenn er sinngemäß sagt: „Sorgt euch nicht um euer psychophysisches Leben. Das geistige Leben ist doch wichtiger als das Psychophysikum" (frei übersetzt nach Mt 6,25).

Das geistige Leben ist aus logotherapeutischer Perspektive ein sinnorientiertes Leben, das in der Gegenwart gelebt wird. Durch die Umsetzung der sinnvollsten Möglichkeiten in den unzähligen Situationen des Lebens bleibt ein Mensch im Dialog mit der Transzendenz. Christlich gesprochen ermöglicht der Mensch so den Einbruch des Reiches Gottes in die Welt, wie es auch in Lk 17,21 anklingt. Für Frankl ist klar, dass der letzte Sinn des Lebens die Transzendenz ist und durch die sinnintendierte Existenz die Beziehung zu Gott in der Immanenz gelebt wird.

Somit bleiben alle verwirklichten Sinnmöglichkeiten bestehen, selbst wenn der Mensch am Ende seines Lebens traurig auf das abgemähte Stoppelfeld seines Lebens blickt:

„Für gewöhnlich sieht der Mensch nur das Stoppelfeld der Vergänglichkeit. Was er übersieht, sind die vollen Scheunen der Vergangenheit." (Viktor E. Frankl)

Die verwirklichten Sinnmöglichkeiten werden in die Scheunen des Lebens gebracht, wo sie unverlierbar geborgen im sichersten Sein, dem Vergangen-Sein, aufbewahrt werden. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass übersehene Möglichkeiten, Sinn zu entdecken und umzusetzen, verloren bleiben.

Im Schatz unseres Lebens, den vollen Scheunen, leuchten aber vor allem jene „Leistungen" am hellsten, die durch die „Hammerschläge des Schicksals, in der Weißglut des Leides an ihm" (Frankl) geformt wurden. Das Leiden bezeichnet Frankl, der vier Konzentrationslager überlebt hat, als größtmögliche Sinnverwirklichung, zu der ein Mensch sich durchringen kann. Somit bleibt es dem Menschen bis zum letzten Atemzug möglich, ein sinnvolles und somit gutes Leben zu formen, bis die geistige Person das irdische Gewand abstreift.

Marco Kargl, Logotherapeut/DGLE® in eigener Beratungspraxis in Utting am Ammersee und wertorientierter Ritualbegleiter. Zweiter Vorsitzender des deutschen Berufsverbands für Logotherapie und Existenzanalyse (DGLE), Lehrdozent am Süddeutschen Institut für Logotherapie und Existenzanalyse in Fürstenfeldbruck bei München und im Sinnzentrum in Salzburg.



Foto: privat

Nicht nur Schwarz oder Weiß

Die polnische Künstlerin Małgorzata Markiewicz arbeitet aus einer dezidiert feministischen Perspektive. Für sie lässt sich die Frage nach dem guten Leben nicht von Fragen nach Gleichberechtigung, weiblicher Selbstermächtigung und patriarchalen Machtstrukturen trennen. In ihrer Ausstellung in der QL-Galerie geht es um den Blick auf den weiblichen Körper, um seine Dämonisierung und Verklärung, um den männlichen Blick, der Frauen zur Heiligen oder zur Hure erklärt, aber ebenso um weibliche Selbstbestimmung, wie sie etwa Hildegard von Bingen im Mittelalter verkörperte oder heute Diana Adhiambo aus Kenia lebt. Alois Kölbl sprach mit der Künstlerin über ihre Ausstellung und darüber, was „gutes Leben" im Blick auf weibliche Selbstbestimmung heißen könnte.

Alois Kölbl: Der Titel deiner Ausstellung in der QL-Galerie lautet „Adah & Zillah. Two Sides of the Same Moon". Das klingt ziemlich rätselhaft. Was bedeutet er im Hinblick auf die Ausstellung?

Małgorzata Markiewicz: Am Anfang stand die Idee für eine Skulptur aus Wolle: zwei miteinander verbundene Frauenkleider, die sehr unterschiedlich sind. Eines ist schwarz, das andere weiß. Ich hatte dabei das Bild einer Puppe im Kopf, die sich verwandeln kann – wie bei einem Kinderspielzeug. Aschenputtel kann sich etwa in jene Frau verwandeln, die mit dem Prinzen auf ein Fest geht. Für diese Arbeit suchte ich nach einem Titel und stieß auf zwei Frauenfiguren aus dem Alten Testament: Adah und Zillah. Zunächst wusste ich kaum etwas über sie. Mich interessierte vor allem der Gegensatz, den sie für mich verkörperten. Dazu kam das Bild des Mondes. Auch er hat zwei Seiten, von denen wir immer nur eine sehen. Ich möchte keine laute oder aggressive feministische Kunst machen. Mich interessieren eher die leisen Töne, manchmal auch die Ironie. Aus einer weiblichen Perspektive Kunst zu machen, bedeutet für mich, der eigenen Intuition zu vertrauen und nicht alles erklären und kontrollieren zu wollen. Es bedeutet: Vertraue deinen Gefühlen und deinem Bauchgefühl. Damit ist immer die Hoffnung verbunden, dass andere Menschen in meinen Arbeiten Anknüpfungspunkte für ihre eigenen Erfahrungen finden können. Ein Kunstwerk ist einerseits allgemein, andererseits besteht immer eine Verbindung zwischen dem Werk und der Künstlerin. Beides lässt sich nie vollständig voneinander trennen.

Bei den Arbeiten, die du in der QL-Galerie zeigst, gibt es tatsächlich sehr persönliche Aspekte …

Ja. Du denkst wahrscheinlich an die Arbeit mit den Wandteppichen und an Diana (Adhiambo). Das war tatsächlich der Grund, mich ein zweites Mal für eine Residency in Graz im Rahmen des „Styria Artist in Residence"-Programms des Landes Steiermark zu bewerben. Ich hatte mich gemeinsam mit Diana aus Kenia beworben. Wir hatten bereits zuvor zusammengearbeitet. Sie ist keine Künstlerin im klassischen Sinn. Bei einem Aufenthalt in Afrika arbeitete ich mit ihr zusammen, und diese Zusammenarbeit half ihr auch dabei, ihr Leben zu organisieren. Mit der Residency in Graz hat es für sie dann schließlich nicht geklappt. Ich wollte sie aber trotzdem mit ihren Gedichten in der Ausstellung präsent machen. Diana ist sehr religiös und ein sehr aufrichtiger Mensch. Ich habe sie nie schlecht über andere sprechen hören, obwohl ihr in ihrem Leben viele schwierige Dinge widerfahren sind. Ihre Gedichte handeln vom Wunsch nach einem selbstbestimmten, guten Leben. Sie sprechen von sehr grundlegenden menschlichen Bedürfnissen: Freundschaft und Beziehungen, Liebe, dem Bedürfnis, an einem sicheren Ort zu leben oder einfach genug zu essen zu haben.

Diese Bedürfnisse sind Menschen überall auf der Welt gemeinsam. In Europa vergessen wir vielleicht manchmal, wie viel wir besitzen. Aber erst wenn solche Grundbedürfnisse erfüllt sind, können wir beginnen, über andere Dinge nachzudenken. Deshalb wollte ich Dianas Gedichte in Wandteppiche integrieren, die ich an verschiedenen Orten gefunden oder gekauft habe. Ich habe ihre Texte mittels Stickerei in diese bestehenden Bilder eingefügt. Dadurch wird auch die ursprüngliche Bedeutung der Teppiche verändert.

Was bedeuten diese Wandteppiche für dich? Warum hast du gerade solche Motive gewählt?

Viele dieser Wandteppiche waren ursprünglich reine Dekorationsgegenstände und galten nicht wirklich als Kunstobjekte. Häufig zeigen sie idyllische Naturszenen. Mich interessiert es, sie aus dieser Sphäre herauszunehmen und ihnen eine neue Bedeutung zu geben. Textilien, Wandteppiche und Handarbeit werden heute oft automatisch mit Weiblichkeit verbunden. Historisch war das aber nicht immer so. Im Mittelalter arbeiteten Frauen und Männer gemeinsam an aufwendigen Stickereien oder kostbaren Textilien für Priester und Herrscher. Erst später entstand eine stärkere Trennung: Repräsentative und bezahlte Arbeiten wurden zunehmend von Männern ausgeführt, während Frauen Handarbeiten für den häuslichen Bereich herstellten. Diese wurden nicht besonders ernst genommen und meist auch nicht bezahlt. Indem ich diese Techniken verwende und mit alten, teilweise weggeworfenen Wandteppichen arbeite, möchte ich auch diesen Bedeutungszusammenhang sichtbar machen.

Deine Werke haben eine sehr starke haptische Qualität. Möchtest du, dass Menschen sie berühren?

Ja. Für mich dürfen Menschen die Arbeiten berühren. Wenn ich selbst Museen



Małgorzata Markiewicz: Adah und Zillah (Rauminstallation), 2026.
Foto: Elcapture.

oder Ausstellungen besuche, möchte ich Dinge oft ebenfalls anfassen. Gerade bei Textilien ist die haptische Erfahrung sehr wichtig. Auch der Geruch spielt eine Rolle. Schafwolle hat zum Beispiel einen ganz charakteristischen Geruch. Ich versuche generell, mit möglichst natürlichen Materialien zu arbeiten. Die Materialien für die beiden Kleider der Figuren im Lichthof der Galerie habe ich sehr bewusst gewählt: Das schwarze Kleid besteht aus polnischer Schafwolle. Diese Wolle ist sehr grob und deshalb für Kleidung eigentlich ungeeignet. Schafe müssen aber trotzdem geschoren werden, und häufig weiß niemand, was mit der Wolle geschehen soll. Die weiße Wolle ist ganz anders, weich und anschmiegsam. Auch in der Materialwahl kommt die von mir gewünschte Ambivalenz zum Ausdruck.

Ich möchte noch einmal auf Adah und Zillah zurückkommen, zwei wenig bekannte Frauenfiguren aus dem Buch Genesis. Ihre Nachkommen werden mit der Entstehung von Musik, Handwerk und Zivilisation verbunden. Als Nachkommen des Brudermörders Kain und als Frauen Lamechs, der für Vergeltung und potenzielle Gewalteskalation steht, könnten sie auch mit den Schattenseiten zivilisatorischer Entwicklung in Verbindung gebracht werden. Spielt das für deine Arbeit eine Rolle?

Vielleicht. Für mich stehen sie auch für etwas, das sich nicht eindeutig festlegen lässt. Wir sprechen von Zivilisation und Fortschritt, und gleichzeitig führt uns dieselbe Zivilisation immer wieder in Kriege. Ich wusste vieles über Adah und Zillah zunächst gar nicht. Später hast du mir erzählt, dass sie Frauen Lamechs waren und dass ihre Söhne mit verschiedenen zivilisatorischen Entwicklungen verbunden werden. „Zivilisation" ist ja etwas Ambivalentes. Die westliche Welt hat lange geglaubt, sie müsse anderen ihre Zivilisation bringen, und hat dabei oft sehr viel zerstört. Vielleicht können wir daraus lernen, dass Fortschritt nicht einfach bedeutet, immer schneller zu werden. Manchmal besteht Fortschritt gerade darin, die Bremse zu ziehen.

In einem der Wandteppiche arbeitest du mit dem Motiv eines Schutzengels. Das ist zunächst ein sehr kitschiges und aus den Schlafzimmern älterer Generationen vertrautes Bild. Du veränderst es aber und machst es in der Wirkung ein wenig unheimlich. Warum?

Ich kenne solche Schutzengelbilder aus meiner Kindheit und aus dem ländlichen Umfeld meiner Familie. Kinder bekamen solche Heiligenbilder oft von Priestern bei Hausbesuchen nach Weihnachten. Ich wollte dieses vertraute Bild brechen. Deshalb habe ich den Engel etwas beunruhigender gestaltet. Er trägt beispielsweise ein schwarzes Element, das ihm etwas Bedrohliches verleiht. Auch die Pilze und Pflanzen in der Arbeit sind doppeldeutig:

Natur kann heilend, aber auch gefährlich sein. Man muss wissen, welche Pflanzen oder Pilze man verwenden kann und in welcher Menge. Da geht es auch um Eigenverantwortung.

Du bist in Polen aufgewachsen. Das Schutzengelbild kann auch für eine traditionelle, konservative und stark von der Kirche geprägte Gesellschaft stehen. Hatte das einen Einfluss auf deine Arbeit als Künstlerin?

In meiner eigenen Familie habe ich Religion nicht als Unterdrückung erlebt. Meine Mutter stammt aus einer ländlichen Region in den Bergen. Dort gab es viele christliche Bräuche, die mit kirchlichen Ritualen, Gesängen und Festen verbunden waren. Für mich hatte die Kirche dort etwas Magisches und war sehr eng mit der Natur verbunden. Es ging weniger um rationales Denken als um Empfindung und Atmosphäre. Ich habe das positiv erlebt. Natürlich kenne ich auch ganz andere Erfahrungen. Eine befreundete Künstlerin ist in einer sehr religiösen Familie aufgewachsen und hat Religion als beengend und verletzend erlebt. Damit setzt sie sich bis heute in ihrer Kunst auseinander. Meine eigene Erfahrung war aber eine andere. In meiner Familie gab es sogar einen Theologen, der Franziskaner war und ein Kloster leitete. Er war ein sehr kluger und offener Mensch. Problematisch wird Religion für mich dann, wenn alles starr wird und niemand mehr bereit ist, zu diskutieren, zu hinterfragen oder unterschiedliche Perspektiven zuzulassen.

In deiner Ausstellung spielt auch die mittelalterliche Mystikerin Hildegard von Bingen eine Rolle. Welche Bedeutung hat sie für dich und deine Arbeit?

Ich bin dem Werk von Hildegard von Bingen vor etwa fünfzehn Jahren erstmals begegnet. Mich hat erstaunt, was diese Frau bereits im 12. Jahrhundert tun konnte und welche Freiräume sie sich nahm. Sie war nicht einfach eine entrückte, weltfremde Nonne, die zurückgezogen im Kloster lebte. Sie verhandelte mit den Mächtigen aus Kirche und Politik, studierte, schrieb, sprach öffentlich, gründete Klöster und schuf auch für andere Frauen Räume. Für mich steckt im weiblichen Klosterleben, das den Frauen in dieser Zeit zum Beispiel auch Bildung ermöglichte, zu der sie sonst kaum Zugang gehabt hätten, etwas ausgesprochen Feministisches.

Diese Frauen lebten gemeinsam, pflanzten Gemüse, kochten, sangen und kümmerten sich umeinander. Es erinnert fast an Retreats, zu denen Frauen heute fahren. Hildegard ist für mich auch deshalb interessant, weil sie innerhalb der kirchlichen Hierarchie Freiräume schuf. Ihre medizinischen und botanischen Beobachtungen wurden noch Jahrhunderte später ernst genommen.

Klöster konnten Frauen darüber hinaus eine Möglichkeit bieten, einer Ehe zu entkommen, wenn sie dieses Leben nicht wollten. Vielleicht fühlten sich manche Frauen stärker zu Frauen hingezogen, vielleicht wollten sie schlicht unabhängig leben. Solche ambivalenten Aspekte interessieren mich sehr. Deshalb ist auch bei den Kleidern meiner Skulpturen nichts wirklich eindeutig. Man könnte erwarten, dass die schwarze Figur für Tod oder Dunkelheit steht. Aber sie trägt Rosen. Die weiße Figur wirkt zunächst rein und heilig, ist aber ebenfalls nicht so eindeutig.

Die beiden Skulpturen – die weiße und die schwarze – sind miteinander verbunden. Warum?

Weil sie zwei Teile desselben Ganzen sind. Zwischen ihnen gibt es ein rotes Element, eine Energie, die von einer zur anderen fließt. Je nachdem, wie die Skulptur arrangiert wird, kann die schwarze Figur unter der weißen verschwinden oder umgekehrt. Vielleicht werde ich daraus irgendwann auch eine Performance entwickeln. Für mich sind beide Figuren eins. Das gilt auch für Menschen. Wir haben nicht einfach eine helle und eine dunkle Seite, von denen wir eine beseitigen könnten. Wir müssen auch die dunkleren Anteile akzeptieren. Wenn wir sie verdrängen oder so tun, als gäbe es sie nicht, kommen sie auf andere Weise zurück. Es geht darum, diese Komplexität anzunehmen.

Die Skulpturen im Lichthof treten in der Ausstellung in einen Dialog mit fotografischen Inszenierungen. Irgendwie denkt man dabei sofort an Kunstwerke, die man schon einmal gesehen zu haben vermeint. Worum geht es dir dabei?

Bei der weißgekleideten Figur beziehe ich mich auf Gian Lorenzo Berninis „Ekstase der heiligen Teresa“ in einer Kirche in Rom. Dieses Werk ist für mich interessant, weil es gleichzeitig eine spirituelle, mystische Ekstase und etwas sehr Körperliches, fast Sexuelles zeigt. Man weiß nicht genau, wo das eine endet und das andere beginnt. Die schwarze Figur verhält sich dagegen überraschenderweise zurückhaltender und „anständiger“ als die weiße. Gerade diese Umkehrung gefällt mir.

Eine weitere Referenz ist Fragonards Rokokobild „Die Schaukel“ mit seinen starken erotischen Anspielungen: Ein älterer Mann bewegt die Schaukel, auf der eine Frau in einem leuchtend rosafarbenen Gewand sitzt. Ein jüngerer, auf der Wiese liegender Mann scheint der eleganten Dame unter den Rock zu schauen. Mich interessiert der Moment, in dem diese elegante, unbeschwerte und verspielte Szene in etwas anderes kippt: Es geht um Voyeurismus, Begehren und den männlichen Blick.

Über Jahrhunderte wurden Frauen als Hexen verfolgt und beschuldigt, mit dem Teufel zu schlafen. Ihnen wurden Vorstellungen von Schmutz, Vulgarität und unkontrollierter Sexualität zugeschrieben. Als solche Vorstellungen in der Aufklärung an Überzeugungskraft verloren, entstanden andere Formen der Kontrolle: das Ideal der stillen, reinen und tugendhaften Frau, die ihre selbstbestimmten sexuellen Bedürfnisse zu unterdrücken hatte.

Meine beiden Figuren beziehen sich auf diese Gegensätze. Die schwarze Figur kann für das vermeintlich Wilde und Vulgäre stehen, die weiße für das Ideal von Reinheit und Heiligkeit. Letztlich geht es mir aber darum, dass alles viel komplexer ist und sich nicht auf Schwarz und Weiß reduzieren lässt.



Małgorzata Markiewicz, Adah und Zillah (Detail), 2025. © Markiewicz



Esther Strauß, Om w r kei zi, performatives Objekt (Schreibmaschine), 2026.

Esther Strauß entfernt aus der Schreibmaschine, mit der ihr ihre Großmutter zu Lebzeiten Briefe geschrieben hatte, die Typen der Buchstaben N, S, D, A und P. Dann schreibt sie ihrer toten Großmutter Briefe auf ihr. Die Schreibmaschine wird zum ersten Mal in der Einzelausstellung „Oma war kein Nazi“ in den Galerieräumen in der Leechgasse 24 in Graz gezeigt. Bei Recherchen, die Strauß im Vorfeld der Ausstellung initiiert hat, bestätigt sich, dass das Gebäude der Sitz der NS-Frauenschaft gewesen ist. Der Titel der Ausstellung spielt auf das Buch *Opa war kein Nazi* von Sabine Mollner, Karoline Tschuggnall und Harald Welzer an, die in einer Studie untersucht haben, wie nationalsozialistische Familiengeschichte von der ersten bis in die dritte Generation weitergegeben wird.

Mit Mitte 20 erfährt Esther Strauß, dass ihr Urgroßvater unter der nationalsozialistischen Diktatur im landesgerichtlichen Gefangenenhaus in der Schmerlingstraße 1 in Innsbruck als eine Art Hilfswärter tätig gewesen sein muss. Einige Jahre später erzählt ihr ihre Großmutter auf Nachfrage, dass er immer wieder Gefangene zu ihrer Erschießung gebracht hat. Für die Installation *die fünfte Wand* bringt die Künstlerin einen Teppich in den Ausstellungsraum. Er stammt aus dem Wohnzimmer eines Hauses, in dem ihre Großmutter mehrere Jahrzehnte lang gelebt hat. Auf den Wohnzimmerteppich, der vom Wohlstand der 70er Jahre erzählt, legt Strauß einen Stein. Er kommt aus einem Steinbruch am Innsbrucker Paschberg, in dem das NS-Regime Gefangene hinrichten ließ. Der Teppich erzählt von den eigenen vier Wänden, dem Zuhause, das sich Menschen, die während der NS-Zeit nicht verfolgt worden sind, nach den Jahren des Wiederaufbaus meist einrichten konnten. Der Stein hingegen erinnert an eine fünfte Wand, vor der Menschen erschossen worden sind.

Die von Esther Strauß in Kooperation mit dem Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung und Mathias Egger konzipierte Ausstellung, „Oma war kein Nazi“ war 2026 im Rahmen des Festivals steirischer herbst in der QL-Galerie zu sehen.

„Trägerinnen kommender, lebensnaher Geschlechter“

Die NS-Frauenschaft in der Leechgasse 24

Von Mathias Egger

Gebäude sind nicht nur Bestandteile der Stadt, in der sie stehen, sondern auch der Geschichte, in der sie verankert sind. Im Alltag geht man an dieser Geschichte ebenso wie an den Gebäuden häufig vorbei, ohne das Bewusstsein, was hier einst geschah. Während die zentralen Orte der österreichischen NS-Geschichte wie das Konzentrationslager Mauthausen fest im kollektiven Gedächtnis verankert sind, finden andere Liegenschaften, die zwischen 1938 und 1945 von NS-Behörden oder -Organisationen genutzt wurden, weniger Beachtung.

Im Zuge des 80-jährigen Jubiläums der Katholischen Hochschulgemeinde Graz soll ein Blick in die Vergangenheit geworfen werden. Da Gebäude ebenso Teil dieser Vergangenheit sind, soll auch die Geschichte der Liegenschaft in der Leechgasse 24 näher beleuchtet werden. Von besonderem Interesse ist dabei, wie diese während der NS-Zeit genutzt wurde.

Zur Entstehung

Das Gebäude wurde 1866/67 nach Plänen vom „Stadtbaumeister“ Andrea Franz, der 1889 die sogenannte „rote Tramway“ zwischen Graz und Mariatrost konzipiert hatte, für den Baron Adalbert von Buol-Berenberg erbaut.[1] Bis zur Jahrhundertwende wohnten in diesem Haus höhere Militärs und Verwaltungsbeamte mit ihren Familien, bis hier am 13. Juni 1904 das St-Josef-Stift eingeweiht wurde.[2] In diesem Stift kümmerten sich die Frauen der hochrangigen Bewohner sowie angestellte Pflegerinnen um Kranke und Bedürftige. Wie genau das Haus, das zuvor dem Freiherrn von Riegeleben gehört hatte, in den Besitz des Stiftes kam, ist nicht geklärt, allerdings dürfte es beim Kauf Schwierigkeiten gegeben haben, wie die Vorkommnisse in einer Grazer Auktionshalle am 13. Jänner 1906 nahelegen: Hier wurden diverse Kruzifixe, Heiligenbilder und -statuen lizitiert, was auch den damaligen Mitsteigernden laut dem sozialdemokratischen *Arbeiterwillen*[3] seltsam vorkam. Der Artikel löst schließlich auf, dass es sich bei den Auktionsgegenständen um die Inneneinrichtung des St-Josef-Stifts handelte, die angeblich vom Baumeister gepfändet worden sei. Laut dem Text „sehe es in den Zimmern aus wie in Kerkerzellen, überall nur ein Tisch, ein oder zwei Sessel, eventuell ein Bett, mehr sehe man nicht“[4]. Dies hatte zur Folge, dass am 28. Jänner 1906 die bisherige Oberin, Maria von Hoffmann, zurücktrat und Josefa Schranzhofer als neue Oberin die Leitung des Stifts übernahm.[5]

Im Laufe der nächsten Jahre dürfte sich das Stift finanziell erholt haben, denn am 8. Juli 1914 konnte im Haus ein neuer Fahrstuhl besichtigt werden[6], für die damalige Zeit in Graz wohl noch eine Seltenheit. Im Jänner 1938 konnte das Stift noch eine letzte Vorjahresbilanz ziehen, insgesamt wurden 111.380 Portionen an Bedürftige ausgeteilt und „11 Hochschülern ein Mittagstisch ermöglicht“[7].

Zäsur 1938

Mit dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 wurde das Stift schließlich aufgelöst, und eine andere, vom NS-Regime geführte Organisation bezog die Liegenschaft in der Leechgasse 24, nämlich die NS-Frauenschaft (NSF).

1931 von der NSDAP gegründet, sollte diese nach der Machtübername Hitlers die einzige Frauenorganisation des Deutschen Reichs werden, weshalb alle anderen Frauenvereine verboten, aufgelöst oder in die NS-Frauenschaft inkorporiert wurden.[8] Dieser Zusammenschluss funktio-

1 Vgl. Leechgasse 24, Baugeschichte, https://baugeschichte.at/Leechgasse_24 (am 4.1.2026). Auf der Website wird als ursprünglicher Besitzer Baron Adalbert Buol-Beinburg angeführt. Gemeint ist vermutlich der hier im Text angeführte Baron Adalbert von Buol-Berenberg, siehe: Gernot Peter Obersteiner, Funeralwappen im Archiv der Diözese Graz-Seckau und im Steiermärkischen Landesarchiv, in: Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs 47 (1997), S. 199–220, hier S. 213.
2 Die Einweihung des St. Josef-Stifts, Grazer Volksblatt, 11.6.1904, S. 3.
3 Das St.-Josefs-Stift in der Auktionshalle, Arbeiterwille, 14.1.1906, S. 17.
4 Ebda., S. 17.
5 St. Josef-Stift-Pflegerinnenheim, Tagespost, 30.1.1906, S. 3.
6 Fast neuer Fahrstuhl, Tagespost, 8.7.1914.
7 Vom St. Josef Stift, Grazer Volksblatt, 14.1.1938, S. 7.
8 Vgl. Michaela Kipp, Die NS-Frauenschaft (NSF), Lebendiges Museum

nierte allerdings kaum reibungslos, weshalb es auch in der Führungsspitze der NSF in den Anfangsjahren zu mehreren Wechseln kam. Die Gründerin der Organisation, Elsbeth Zander, hatte nicht ausreichend Rückhalt durch die männliche NS-Elite, weshalb sie durch Lydia Gottschewski ersetzt wurde, der wiederum ein Mann als tatsächlicher Leiter zur Seite gestellt wurde. Nachdem die Frauen im Verband dies nicht akzeptierten, einigte man sich schließlich auf eine politisch gemäßigte Frau, deren Vita ins nationalsozialistische Weltbild passte: Gertrud Scholtz-Klink, Witwe eines frühen NSDAP-Mitglieds, elffache Mutter und zum damaligen Zeitpunkt mit einem SS-Mann verheiratet.[9]

Gleichzeitig mit der NSF übernahm Scholtz-Klink auch die Führung im Deutschen Frauenwerk, das zwar durch die Personalunion der „Führerin" eng mit der NSF verbunden war, offiziell jedoch keine Gliederung der NSDAP, sondern ein eingetragener Verein war. Trotz vieler gemeinsamer Aufgabenbereiche unterschieden sich die beiden Organisationen dahingehend, dass die NSF als „Eliteorganisation" der nationalsozialistischen Frauen angesehen wurde, in der man erst aufgenommen werden und sich hocharbeiten musste, während das Deutsche Frauenwerk als ein Sammelbecken für alle deutschen Frauen diente. Beide Organisationen wurden in Gau-, Kreis- und Ortsgruppen eingeteilt und hatten hier ihre jeweilige „Führerin", die jedoch vom entsprechenden männlichen politischen Leiter in Absprache mit der nächsthöheren Frauenschaftsleiterin bestimmt wurde.[10]

Die Aufgabenbereiche der NSF reichten von Presse-Propaganda (Abteilung IV) über Kultur-Erziehung-Schule (Abteilung V) bis Volkswirtschaft-Hauswirtschaft (Abteilung VII) sowie zur Betreuung von Kinder- und Jugendgruppen. Einzig die Abteilung Finanzverwaltung (Abteilung I) war dabei stets in den Händen eines Mannes.[11]

Die Frauen in der NSF kümmerten sich um Geld- und Sachspenden für diverse Zwecke, flickten und nähten Partei-, später Wehrmachtsuniformen, kochten für bedürftige Parteigenossen, betreuten Kinder- und Jugendgruppen und trafen sich dabei verpflichtend einmal im Monat, um neben diesen Arbeiten und Aktivitäten auch Schulungen zu erhalten. Diese Schulungen waren entsprechend den Abteilungen der NSF aufgebaut und reichten von effizienter Haushaltsführung über die Kindererziehung bis hin zu NS-Indoktrination und Propaganda. Eine besondere Abteilung der NSF waren sogenannte „Bräuteschulen", mit denen die zukünftigen Ehefrauen von SS-Männern auf ihre Rolle als deutsche Mutter und Hausfrau vorbereitet wurden.[12]

Im Zuge des Verbots der NSDAP in Österreich kündigte das *Grazer Tagblatt* bereits am 3. Juni an, dass sich das Verbot zudem auf die Frauenvereine der Nationalsozialisten erstrecke, folglich auch auf die NSF.[13] Illegale Nationalsozialist:innen unterwanderten in der Verbotszeit daraufhin verschiedene Vereine, die zwar offiziell keine politischen Zwecke verfolgten, ideologisch jedoch dem „völkischen" Milieu nahestanden. So gibt es laut Heidrun Zettelbauer „kaum Zweifel darüber, dass der Großteil der Vereinsaktivistinnen [des Deutschen Frauenbunds Graz] seit den 1930er Jahren zumindest eine Affinität zum Nationalsozialismus hatte"[14]. Dies wird deutlich sichtbar am 1937 eingeführten „Arierparagraphen" des Deutschen Frauenbunds Graz.[15]

Im Nachhinein rühmte sich die NSF für ihre illegalen Aktivitäten während der Verbotszeit: *„Nun wollen wir Rückschau halten auf die langen Jahre, in denen unsere Frauen Schulter an Schulter mit den Männern den harten Kampf mitgekämpft haben. Ihnen war es vergönnt, durch ihre Arbeit viel Not in den Reihen unserer Gesinnungsgenossen zu lindern."*[16]

Online, https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ns-organisationen/frauenschaft (am 5.1.2026).

9 Vgl. Christiane Berger, Die „Reichsfrauenführerin" Gertrud Scholtz-Klink. Zur Wirkung einer nationalsozialistischen Karriere in Verlauf, Retrospektive und Gegenwart. Dissertation, Universität Hamburg 2005, S. 149–156.

10 Vgl. Susanna Dammer, Kinder, Küche, Kriegsarbeit – Die Schulung der Frauen durch die NS-Frauenschaft, in: Frauengruppe Faschismusforschung (Hg.), Mutterkreuz und Arbeitsbuch. Zur Geschichte der Frauen in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1981, S. 215–245, hier S. 216–222.

11 Vgl. Valeria Elisabeth Hollnbuchner, Deutsche Frauen unter dem NS-Regime. Rollenbilder versus reale Handlungsfelder. Masterarbeit, Universität Linz 2023, S. 47.

12 Vgl. Michael H. Kater, Frauen in der NS-Bewegung, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jahrgang 31 (1983), Heft 2, S. 201–241, hier S. 222–223. In der Steiermark gab es ebenso solche „Gaubräuteschulen", vgl. Barbara Stelzl-Marx – Markus Roschitz – Philipp Lesiak, Die Südweststeiermark im NS-Regime. Geschichte. Erinnerung. Gedenken. Abschlussbericht des Pilotprojekts, Graz 2024, S. 24.

13 Verbot der NSDAP bevorstehend?, Grazer Tagblatt, 3.6.1933, S. 11.

14 Heidrun Zettelbauer, Antisemitismus und Deutschnationalismus. Von Prozessen der Ausdifferenzierung zu Strategien der Homogenisierung am Beispiel deutschnational-völkischer Frauenvereine, in: Heimo Halbrainer, Gerald Lamprecht und Ursula Mindler (Hg.), NS-Herrschaft in der Steiermark. Positionen und Diskurse. Wien – Köln – Weimar 2012, S. 63–88, hier S. 79.

15 Vgl. ebda., S. 79.

16 Die NS-Frauenschaft in der illegalen Zeit, Grazer Volksblatt, 10.7.1938, S. 9.



Esther Strauß, die fünfte Wand, zwei performative Objekte (Teppich und Stein),
Ausstellungsansicht „Oma war kein Nazi“. Foto: Milatovic.



Esther Strauß, W rum?, performative Objekte (handgetippte Briefe), 2026.
Foto: Milatovic.

Die NS-Frauenschaft in der Leechgasse 24

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich wurde das St.-Josef-Stift enteignet. Die NSF bezog die Räumlichkeiten in der Leechgasse 24 jedoch erst zwischen 1939 und 1940[17], zuvor war sie noch in der Beethovenstraße 25 angesiedelt gewesen.[18] Während im Jänner 1938 noch das Stift St. Josef über die Ausgabe von Essensportionen berichtete, war am 17. März 1938 bereits die NSF für die Ausspeisung während der „Machtübernahme in Eggenberg"[19] zuständig. Einen weiteren Anlass, um sich in der Gesellschaft zu zeigen, hatte die NSF am 4. April 1938, als sich Funktionärinnen vor die Oper stellten, um den Führer in Graz zu begrüßen.[20] Zudem stellte der Muttertag am 8. Mai 1938 ein wichtiges Datum für die Nationalsozialistinnen der NSF dar, der auch in Graz entsprechend gefeiert wurde: „[V]erschiedene Gaststätten in Graz […] waren mit dem Bilde des Führers, mit den Fahnen der Bewegung und mit Blumen reich geschmückt."[21]
Für den offiziellen Aufbau der NSF im annektierten Österreich war die „Reichsbeauftragte für die NS-Frauenschaft in der Ostmark" Martha Warneke zuständig, die erste Tagung für die „Kreisfrauenschaftsführerinnen des Gaues Steiermark" seit der Verbotszeit fand unter ihrer Leitung am 18. Juli 1938 statt.[22] Bei den Vorträgen im Grazer Landhaus war neben der Reichsbeauftragten Warneke auch Gauleiter Uiberreither[23] sowie die Gaufrauenschaftsleiterin Klara Maier[24] anwesend:[25]

Ein besonders wichtiger Aspekt dürfte für die NSF in Graz die Jugendgruppe gewesen sein, denn es wurden Aufrufe inseriert, sich der Jugendgruppe der NSF und des Deutschen Frauenwerks anzuschließen: *„Frauen wollen wir*

17 Ostmark-Jahrbuch 1940, „Der alte Krakauer-Schreibkalender", 186. Jahrgang. Wien 1939, S. 177.
18 Heimo Halbrainer, Terror und Erinnerung. NS-Institutionen und Orte des Widerstands im Bezirk Geidorf. Ein Rundgangsführer. Graz 2021, S. 20–21.
19 Machtübernahme in Eggenberg, Grazer Volksblatt, 17.3.1938, S. 9.
20 Von der Frauenschaft der NSDAP, Grazer Volksblatt, 3.4.1938, S. 6.
21 Der Muttertag in Graz, Grazer Volksblatt, 16.5.1938, S. 4.
22 An die Kreisfrauenschaftsführerinnen des Gaues Steiermark, Grazer Volksblatt, 17.7.1938, S. 9.
23 Stefan Karner, Gauleiter Uiberreither: Zwei Leben. Graz – Wien 2025.
24 Für die Gaufrauenschaftsführerin lassen sich verschiedene Schreibweisen finden, die vermutlich auf damalige Tippfehler zurückzuführen sind. Mögliche Varianten sind Klara/Karla im Vornamen, der Nachname wird als Maier oder Mayer geschrieben.
25 Tagung der NS-Frauenschaft, Grazer Volksblatt, 20.7.1938, S. 5.

in unserem Volke formen, die mit natürlicher Lebensart, mütterlicher Bildung und innerer Wahrhaftigkeit Trägerinnen kommender, lebensnaher Geschlechter sind.“[26]

Was die Jugendlichen in diesen Gruppen erwartete, wird ebenfalls im *Grazer Volksblatt* beschrieben: Beispielsweise gab es einen „Morgenappell im Leechwald“[27], bei dem die in Tracht gekleideten Mädchen erst gemeinsam sangen und anschließend Vorträge von Gaujugendgruppenführerin der Steiermark Erna Mühlbacher und einer Leiterin aus dem „Altreich“, Edith Beder, anhörten. Letztere war von der Reichsfrauenführerin entsandt worden, um beim „Auf- und Ausbau der Jugendgruppen der NS-Frauenschaft grundlegend und richtungsweisend“[28] mitzuarbeiten.

Neben der NSF und deren Jugendgruppe war in der Leechgasse 24 während der NS-Zeit außerdem der sogenannte „Mütterdienst“ des Deutschen Frauenwerks untergebracht, für den man ebenso um Freiwillige warb, die im Zuge des „Mütterdiensts“ hauswirtschaftlichen, pflegerischen oder erzieherischen Tätigkeiten karitativ nachgingen.[29]
Im Laufe des Krieges wurden diese Tätigkeiten zunehmend bedeutender, da die Zivilbevölkerung den Begleiterscheinungen des Krieges ausgesetzt war und man zunehmend Freiwillige brauchte, die sich um Kinder- und Jugendliche kümmerten, während die Frauen in der Landwirtschaft oder in der Kriegsindustrie arbeiteten.[30] Auch die Krankenpflege nahm einen immer größeren Platz ein, ebenso wie das Sammeln von Spenden für das Hilfswerk. Mit diesen karitativen Aktivitäten stützten die Frauen in der NSF maßgeblich das NS-Regime, das ohne diese unbezahlte Arbeit laut Susanna Dammer ansonsten rasch zusammengebrochen wäre.[31]

Nachkriegszeit und heutige Nutzung

Nach dem Krieg wurde das Gebäude wieder rückgestellt, als Verwalter trat hier der Steiermärkische Caritasverband auf. Wie schon während der Zeit des St.-Josef-Stifts wurden erneut Heimplätze für Studierende geplant, zuvor wurde es allerdings noch mehrmals umgebaut: 1965 wurde die Messkapelle nach Plänen von Richard Gratl und Peter Thurner erbaut, ein Altartisch von Jörg Schwarzenberger kam 1973 dazu.[32] Zuletzt wurde das Gebäude im Jahr 2013 saniert. Heute befindet sich hier die Katholische Hochschulgemeinde Graz.

26 Kommt in die Jugendgruppen der NS-Frauenschaft und des Deutschen Frauenwerks, Grazer Volksblatt, 3.7.1938, S. 12.
27 Erster Morgenappell der Frauenschaft-Jugendgruppen, Grazer Volksblatt, 9.7.1938, S. 6.
28 Von den Jugendgruppen der NS-Frauenschaft, Grazer Volksblatt, 28.7.1938, S. 6.
29 Mütterdienst – ein schöner Frauenberuf, Murtaler Zeitung, 21.11.1942, S. 4.
30 Vgl. Kathrin Kompisch, Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus. Köln 2008, S. 58–60.
31 Vgl. Dammer, Kinder, Küche, Kriegsarbeit, S. 244–245.
32 Horst Schweigert, Die Kunstdenkmäler Österreichs. Graz. Wien 1979, S. 144.

Mathias Egger,
Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung
Graz – Wien – Raabs
in Kooperation mit dem Institut für Geschichte der Universität Graz



Foto: Ludwig Boltzmann Institut Graz

The New Sacred Art Movement (2023)

This documentary film by Nigerian multimedia-artist Olusola Otori highlights the lives and collaborative efforts of artists and artisans contributing to the sacred groves of the Osun-Osogbo forest, many of them under direct supervision of the Austrian artist Susanne Wenger. The cultural heritage site in Western Nigeria is meant to be preserved and sculptures and shrines are being restored, yet it faces several challenges. Barbara Zambo, speaker for Culture and Education at the Afro-Asian Institute, met director Olusola Otori and the still photographer of the documentary, Adolphus Opara, for a talk about their project.

Could you introduce the film to the reader – what is it about?

Olusola Otori: I am a visual artist and documentary film maker from Lagos, Nigeria. The film itself is centered around the people, the artisans, their offspring, who worked with and for Susanne Wenger, a post-war Austrian artist, who found herself in Nigeria in the 1950s. How they collectively were able to preserve the Osun-Osogbo groves, and how the legacy was passed on to the next generation, the role of Susanne Wenger, an outsider, and the complex issues relating the coexistence of art and traditional Yoruba practices in the deeply Christian and Islamic context of Nigeria. More importantly, it is about the people who worked with her, because Susanne Wenger is already very famous – she is known across cultural and spiritual spaces across Nigeria, especially in Osogbo.

How did you get the idea to do that documentary about the New Sacred Art Movement? Did you meet someone from the artisans?

Olusola: First of all, I would like to introduce, importantly, Adolphus Opara who is one of the most versatile documentary photographers in Nigeria. Also, a journalist by profession. He invited me on a trip to Osogbo as a second camera operator while he was working on a specific assignment. He was invited by the Adunni Olorisha Trust and Susanne Wenger Foundation, and had worked with the people from the Sacred Art Movement several times before. It was quite an interesting moment for me to meet all these people; they were all pretty much old. Their children were also present at that time. This was when I got the idea that, rather than just walk as a second camera operator, why don't we just start creating something? To be honest, I had no idea where this was going. But I knew, if you start something like that, it would eventually become historical. It's not just like the aesthetic of it, it's got to be meaningful, authentic, original, and sustainable eventually. Most of our projects that we have worked on in the past, always had problem-solving approaches here and there.

Adolphus Opara: I think the grove is a place you get into. If you are true, if you are a real person, real African or non-African, it draws you in and you find yourself going back. You can't help it basically. And as creatives, at different stages of your life, you enter spaces that you can't just leave and you eventually become part of it. We became part of that story and that space, which is another impetus for this footage. This is why it went from one visit to … we can't count the number of visits anymore.

How long does it take you to go from Lagos to the grove?

Adolphus: It takes us a minimum of five hours by road and can be a lot longer, by a very interesting road.

The project took almost eight years to finish? And it was completely self-funded?

Olusola: It took more than eight years; but officially about eight years.
Adolphus: We were invited at a time when there had been a lot of damage to the grove. A lot of work has been destroyed. This was long after Susanne Wenger passed. A friend of ours called and said, okay, we don't have much money but can you take some pictures for us or do something that can be used to raise funds. We thought, why not, we could go there anyways. In the beginning, the pictures were used for fundraising. At that point, we were no longer visitors. We became part of that narrative. Naturally, we kept going on.

By then, you already knew many people working there. You did really personal interviews for the documentary.

Olusola: Yes, the first point of contact was when they had a meeting amongst themselves at Mama Susanne Wenger's house, where she lived until she died. We call her Mama because that's what they call her. This was someone who came from an entirely different background. She is Austrian, and she came to Africa through the University of Ibadan, she was married to an academic and found herself in the university environment. Eventually she left Ibadan and found herself travelling all the way to Osogbo. She became spiritually connected to the Yoruba religion, and she got initiated in the long run (Susanne Wenger even became a Yoruba priestess). She became the mother of many people. Not biologically; she adopted children, which means she was accepted. This was one of the elements that drew me to find out a lot more about this personality and her relationship with all these people in the art movement. When we came, the ar-



Adolphus Opara, Iya Moopo, 2015.

tists were really happy. You are attracted to this kind of happiness. It is a bit contagious. They needed a group photo from Adolphus, so everyone was present. All of the first and second generation. I called them aside to find out their relationship with Mama, started interviewing one after the other, while the photographer made portrait photos. We collectively interviewed eight or nine protagonists that day. When we got back to Lagos, we were engaged in other work, but then I found out that there are more people; this is why we had to go back again and again. Each time we went back, there were challenges, of course. First of all, financially, we couldn't afford this. But it was something we wanted to continue. So, each time we went back, we would find another person that was not currently available that day but was still alive somewhere. We had to plan our next trip. Sometimes we wanted to go, but there was no means. Sometimes it was a case of riot that prevented us. Nigeria is politically unstable sometimes. There were two occasions I travelled to Osogbo with very limited funds. I arrived, booked my hotel, made a call through and wanted to go and then this thing started. I had to run back to Lagos, because I did not know how long the unrest would last. I ran back home, money wasted, transportation, hotel, everything was just gone. I couldn't go back for another two, three, four months. But we managed to continue the project gradually. Sometimes we had to get the money from our other commercial endeavors.

It is always these unforeseen circumstances…

Olusola: Yes… Nobody is ready to fund you, because what's in it for them? Except for the members of the Adunni Olorisha Trust, who were open. But we did not ask them for funds – they were trying to raise funds in the first place (for the restoration). After the first visit, it became a passion project and we just continued. Apart from a few corporate organizations, nobody else in Lagos or Nigeria, no enthusiastic art collector or creator is interested, most of them are just interested in finished products. This was not a visible, viable project. We did not bother; we just went through with it. Just like many other projects we have done in the past. You want to do it, you have to put your money where your energy is.

It is really impressive that you just kept going. After so many years, some people would quit and resign.

Olusola: The feedback is one major determinant in such an endeavor. If you don't get positive or interesting feedback, you just get discouraged. Especially if you look more at the challenges. But if you get interesting, sometimes spiritual feedback, then it just makes you want to go. Sometimes I sleep and have a dream or vision, and see or perceive things, and I want to

go and see if it is real or not. There are those moments – it is a huge forest in the groves – you just walk in by a particular point. He (Adolphus) was always in front and I followed. Of course, if you want to photograph something, it is usually faster. Depending on your style, you focus, wait for the moment or not, and then you capture and capture. If you are satisfied, you are done. But with motion, you have to wait. You capture and you wait for a minimum of 20 seconds and make sure. Then you do the next take. I was always running and trying to catch up with him.

These challenges with moving images or still images: I think it is quite interesting how you combined them together to represent this spiritual place. Can you let the readers know about the spiritual significance of the site?

Adolphus: Before Susanne Wenger came, there was an area, an entry point to the grove, where there was an existing shrine for decades. But you know, the Nigerian religious environment is popularly two-sided. Either you are Christian or you are Muslim. Indeed, the traditional religions, the indigenous religions, have been there for ages, but because of the whole Western influence, you have Christians or Muslims, anything other than that is not popular. Susanne Wenger came at a time when they had a lot of that friction. After her initiations, she was not bothered about who was saying what. Even at that time, those who wanted to be mentored by her, they were doing it in hiding, because people would follow them. They would categorize them as idol worshippers… Nobody wanted to be seen as that, you could be secluded. Maybe your children would not be allowed to go to some schools. So, people aligned with being either Christian or Muslim. Then when they got home, in their sacred places they would engage in whatever. We can see many nuances of indigenous traditional Yoruba religion around the world, like Brazil. But Africa is the foundation. To what extent people engage in it is different. Not so much publicly, but in private places people worship their deities, they are praying, have secret altars, and all of that. That is the reality in Nigeria even today.

That is why it is also so important to have this documentary about the artisans that contribute to these sacred groves, right?

Olusola: Yes. So, when you look at certain responses in the film, some of these artisans who would become artists over time, were influenced by Mama. They elaborated on the religious discrimination and isolation. Some of them worked in isolation… Some of the so-called fanatics, either on the Islamic or Christian side, go back to their sacred spaces and do the same. Because they mostly also come from traditional backgrounds. I grew up in an area in Lagos, with very old, historic, and traditional places, and there is a shrine beside my house. I grew up as a Christian boy but we co-existed and there was no problem. As a matter of fact, one of the members of the Ogboni shrine was also a churchgoer. And he would come to church in his symbolic piece of clothing; it looks like a colorful woven tapestry. It is a symbol of authority in the Ogboni-cult. He would wear it and come to church in his beads and everything, because he did not want to pretend.

Some of your protagonists said really important things. One was: "Art is a powerful means of communication, however there is occasional confusion between art and traditional religion." The same person said: "Mama shed light on the matter, clarifying the distinction between art and religion." Also, "Susanne Wenger was highlighting the significance of self-development whenever impeding the creative processes of the artists." That is what you really communicated so well in your documentary.

Olusola: I found that very interesting too, because I also come from an art background. I am a painter and it is almost a negative vibe when someone gets involved in your creative process. Or when someone tries to take it over. Then it is not a creative process anymore, it is just like any other work, like office work or official duty. But she, on the other hand, did not interfere at all. Not just one person, they all said it at different points, I just selected the person that communicated it the best way. The interviews were months or years apart. They all said similar things about her, that holds very true.

Adolphus: They all stated that she never made them do anything. She watched them and merely guided them. If you look at her own educational history, she barely spent any time in any particular school. She was just there for a moment, learned the skills and moved on. She felt that art cannot be taught by anyone. That is simply how she worked with those inspired by her. She let them do their thing, by observation mainly. Then they went ahead, maybe also by virtually being in that space. Most of them being initiated along the way, they then were in the same frequency.

This freedom of expression is so important in art. It is also communicated by the documentary. Many of the artists are now the second generation, that means that their skills are taught by their parents and they still work in the sacred groves. Many try to restore some of the artworks. There are so many threats to the sacred site, although it is an UNESCO heritage site (since 2005). Can you talk about what threats they face, and what the problem is for the second generation?

Olusola: There have been a number of challenges even before we made the film while Mama was still alive. First of which are the political issues. Government officials, before it became a UNESCO heritage site, wanted to take over, because it is a prime location for real estate. Loggers wanted a piece of it, because it is a preserved forest. It has massive trees, hundreds of years old. It was a paradise

for loggers, hunters. Sometimes they would set fires for animals, if their traps did not work. This created a massive destruction in certain parts of the grove, destroying some of the artworks, of course wooden sculptures, some created by Susanne Wenger and the artists. There was one time we heard somebody had already built a school and was going to build a mosque. Right there in the most sacred part, this was already a conflict. Now you are pushing a certain religion, forcefully, into a space that has been existing, spiritually, long before Islam or Christianity came to Nigeria. Now they also have the challenge of restoration, because they need to get permission from the government. It has now become a national monument. There is a lot of attraction and conflicts at the income-generating part. There is a festival once a year, the Osun-Osogbo festival, that attracts lots of people, interests, and devotees from various backgrounds. They bring all sorts of business, commercial activities; lots of people benefit from this. And the government is in charge of the entire grove now. They have official guides, guided tours. They have an official gate fee. The original artists who created the artworks don't have permanent access to the grove. They have to seek permission from the officials, the National Commission of Museum and Monuments, which I find weird. If you created something and you want to voluntarily maintain it, you should have permanent access.

Also, because it is the legacy of your parents, you should be able to see it whenever you like.

Adolphus: Yes, and they don't get paid for this at all. Ideally, some kind of benefit should come to them. Most of them are full-time artists, who can only make money if they make new art. That market for new art has not really grown since Susanne Wenger died. It is a struggle for them. Whereas the government earns money any time someone visits that space. That is another kind of conflict.



Adolphus Opara, Members of the New Sacred Art Movement, 2015.

Let's conclude with the question, what could you imagine could be a good life for the artists working there, having their legacy there? How could it be more sustainable?

Adolphus: Good life, when you put energy into something and you get not just monetary gratification but you get appreciated. You give your whole life to this. Your ancestors created something you are obliged to protect, and naturally, it should be a benefit. That is the only time the grove is secure. When you bring outsiders to do the work of these insiders, without passion, that is a problem. Again, this has to do with continuous conversations, continuous engagement with the authorities and the government.

What you would wish for is also what you had working on the project: a collaborative approach.

Olusola: Collectively, when we were in the middle of the project, we observed so many challenges and possible sustainable solutions, three major elements that were focused on. First of all is the human value, and the side of the original creators of the work. They need to be appreciated. This is all they do, there must be some kind of reward, from life, from the government, from the people. Social responsibility on the side of the Nigerian government and the Osun-Osogbo monument museums, and environmental protection. After our whole project, other issues have arrived, like pollution in the river. Eventually we have to express some of these issues in our sequel. Because you can't just take from the environment, destroy it and expect it to be the same.

Adolphus: I feel also that we will all be happy, also Susanne, when the environment is protected. If I put it this way, the whole art that was created in the grove was an indirect ploy to protect that area. The interest was as much on religion and the art as on the environment. You cannot separate it.

80 JAHRE KHJ Graz

Dieses Jahr feiern wir als Katholische Hochschuljugend Graz unser 80-jähriges Bestehen. Im Jahr 1946 wurde die KHJ Graz gemeinsam mit anderen KHJ-Standorten beim Pfingsttreffen in Salzburg gegründet. Seitdem stellen sich christliche Studierende in Graz gemeinsam den Herausforderungen ihrer Zeit und wachsen daran.
Laut unseren Statuten besteht der Zweck der KHJ Graz darin, „christliche Studierende zur Pflege des religiösen Lebens, zur Charakter- und Geistesbildung und zu sozial-karitativer Arbeit zu vereinen“. Diesen Statuten versuchen wir gerecht zu werden. Ob mit Diskussionen bei unseren wöchentlichen Cafés, mit dem gemeinsamen Besuch von Bildungsveranstaltungen, mit dem Gestalten von Gottesdiensten oder mit dem gemeinsamen Lesen der Bibel: Wir sind junge Erwachsene, die ihren Glauben aktiv leben und teilen, sich interdisziplinär weiterbilden wollen und ihr Gemeinschaftsbewusstsein durch gemeinsames Erleben, Organisieren und Handeln stärken.
Wichtig ist es uns, keine geschlossene Gemeinschaft zu sein. Wir verstehen uns als Vertretung aller christlichen Studierenden und als Anlaufstelle für Interessierte am katholischen Glauben. Deshalb heißen wir alle willkommen, unseren Veranstaltungen beizuwohnen, und laden jeden und jede ein, sich aktiv zu beteiligen.
Zu unserem Jubiläum feiern wir das Bestehen einer Gemeinschaft, in der wir uns gegenseitig unterstützen und seit 80 Jahren unseren gemeinsamen Glauben als Christinnen und Christen in den Universitätsalltag einbringen. Wir feiern alle, die vor uns die KHJ Graz geprägt haben, lenken unseren Blick auf die gegenwärtigen Herausforderungen und gehen mit dem Wunsch in die Zukunft, dass uns noch viele Generationen folgen werden.

Johannes Meyer (Vorsitzender) und Anna Köll (Stellvertretende Vorsitzende)

WAS MACHT KHJ FÜR MICH AUS?



Anna Köll. Foto: privat

ANNA KÖLL

Die KHJ ist eine Gemeinschaft, in der ich mich nie fehl am Platz fühle. Es ist eine Gruppe, in der sich die Menschen bewusst Zeit füreinander nehmen, einander zuhören und unterschiedliche Perspektiven kennenlernen. Wenn es in der Uni oder im Privatleben noch so stressig wird, kann ich mich immer darauf verlassen, dass wir uns nächste Woche wieder zum Kaffeetrinken treffen, dass am Wochenende eine Wanderung ansteht, dass bald wieder ein gemeinsamer Filmabend kommt oder dass wir sonst ein Projekt umsetzen, das wir gemeinsam geplant haben.



Johannes Meyer. Foto: privat

JOHANNES MEYER

Für mich ist die KHJ ein Ort, an dem ich meine Fähigkeiten für einen guten Zweck einsetzen kann, um einen Raum für Studierende zu schaffen, um Jesus näherzukommen oder ihn erst kennenzulernen. Besonders schön ist es, Teil einer Gemeinschaft von Gleichaltrigen zu sein, die das Evangelium zu leben versuchen.



Zalán Bodó. Foto: privat

ZALÁN BODÓ

Ich bin der KHJ beigetreten, weil ich meinen Glauben intensiver leben wollte. Mir haben während meiner Schulzeit Gleichaltrige gefehlt, die Christen sind. Ich liebe auch an der KHJ, dass man durch sie österreichweit Studierende kennenlernen kann.



Theresa Bartinger. Foto: privat

THERESA BARTINGER.

Als Studentin war die KHJ eine super Möglichkeit, um neue Menschen kennenzulernen und an interessanten und lustigen Veranstaltungen teilzunehmen. Die KHJ bietet vielseitige Gelegenheiten, sich persönlich und sozial weiterzuentwickeln.

ANNELIES DE MEULENAERE

15. Mai 2026, 15:30: Eine Gruppe durchnässter Wanderer trifft im einzigen geöffneten Gasthaus in Straßgang ein, freut sich über Wärme und Trockenheit. Schaut sich freudig und erwartungsvoll die Schnitzelauswahl an. Bald fliegt das Gespräch von Bitcoins über den globalen Süden bis zur Bibelexegese. Fragen ohne Antworten. Meinungen ohne Urteil. Das schlechte Wetter ist längst vergessen.
Das ist für mich KHJ, wie ich sie am meisten schätze. Seit meinem Beitritt 2017 hat sich die KHJ immer weiter verändert, doch der Kern bleibt: Die Offenheit (jeder ist willkommen und darf sich einbringen), die Autonomie (wir Studis entscheiden ganz selbst, was wir denn machen wollen) und die Freundschaft, die Gemeinschaft echt und selbstverständlich macht. Auch wenn ich schon lange keinen Kuchen fürs Café mehr gebacken und keine Wanderung organisiert habe, fühle ich mich dieser kleinen Gemeinschaft immer wieder und immer noch sehr verbunden.

LEO BENZ

Die KHJ ist für mich der Ort, an dem ich während meines Auslandsjahr gut Kontakte geknüpft habe. Vor allem beim KHJ-Café kann man sich gut über verschiedene Themen austauschen und nachdenken.

MICHAEL KITZMÜLLER

Die KHJ stellt für mich eine wunderbare Möglichkeit dar, andere Studenten mit ähnlichen Interessen kennen zu lernen und Freundschaften zu knüpfen. Im Rahmen der KHJ haben wir bereits mehrere sehr interessante Reisen und Tagesausflüge unternommen, und das wöchentliche KHJ-Café ist für mich eine super Vernetzungsmöglichkeit und eine gute Ergänzung im oft stressigen Studienalltag.



Paul Neumann. Foto: privat

PAUL NEUMANN

Die KHJ Graz ist für mich eine gute Möglichkeit, andere katholische Studenten kennenzulernen. Gemeinsam mit ihnen kann ich karitative Projekte realisieren, unseren Glauben feiern und gemeinsam Zeit verbringen. Dadurch diene ich dem Reich Gottes mitten in der Welt.



Julius Ott. Foto: privat

JULIUS OTT

Die KHJ ist für mich eine Möglichkeit, meine Bubble aus Arbeit und Sport zu verlassen, Neues kennenzulernen, Altes wiederzuentdecken und Dinge auszuprobieren.
Sie verbindet die Bedürfnisse nach Spiritualität, Gemeinschaft und Tradition, die in meinem sonstigen Alltag (bewusst) wenig Platz haben, aber vermutlich genauso zum Menschsein dazugehören.
Manchmal ist es auch eine Herausforderung, mich bewusst auf etwas Unbekanntes einzulassen, ein langsameres Lebenstempo anzunehmen oder Prioritäten anders zu setzen. Dennoch, oder gerade deshalb, tut es mir gut, Teil der KHJ zu sein, mich inspirieren zu lassen, Ideen einzubringen und gemeinsam zu wachsen.

khg community



Foto: Pinaeva

KIRCHWEIHFEST 2026

Mit einem bunten und vielfältigen Gottesdienst begann das diesjährige Kirchweihfest, dem Diözesanbischof Wilhelm Krautwaschl als Zelebrant vorstand. Für gute Stimmung sorgten Blechprojekt und Rummtschak bei strahlendem Sonnenschein, köstlichen Hendln von Fandl und kühlen Getränken. Vielen Dank an alle, die dieses Fest ermöglicht und mitgeholfen haben!
Von Daniel Pachner



Foto: Rutter-Wrann

CAFÉ-BIKE AN DER UNI

Unter dem Motto „Take a break“ fand man das Café-Bike der Initiative *Denk Dich Neu* wieder an der Uni Graz. Gemeinsam mit dem Bereich Kinder und Jugend der Diözese Graz-Seckau waren wir vor Ort und verschafften so manchen mit Kaffee und guten Gesprächen den nötigen Motivationsschub für die nächste Prüfung. Wir freuen uns auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr!
Von Barbara Rutter-Wrann



Foto: Zmuck

PHILOSOPHICUM 2026 – DECISION MAKING

Künstliche Intelligenz ist mehr als nur ausgeklügelte Software. Sie ist für eine immer größere Anzahl von Menschen eine Beraterin, Ideengeberin, Ansprechpartnerin und Helferin in der Entscheidungsfindung. Unter dem Titel „Decision Making“ widmete sich das diesjährige Philosophicum der Frage, wie KI das menschliche Entscheiden beeinflusst und wie man mit dieser Entwicklung umgehen soll. Die Vorträge von Informatikerin Elisabeth Lex (TU Graz), Psychologe Arndt Schäfer (Uni Graz) und KI-Ethikerin Laura Crompton (TH Ingolstadt) spannten dabei einen weiten Bogen über ein immer wichtiger werdendes Thema. Im Podiumsgespräch wurde deutlich, dass die menschliche Entscheidungsfähigkeit nicht nur nicht verloren gehen dürfe, sondern dass menschliche Kreativität und Einfallsreichtum einen Beitrag leisten können, der so schnell nicht technologisch abgelöst werden könne.
Von Daniel Pachner



Foto: KHJ

STERNWALLFAHRT 2026 – MARIA SAAL

Im Mai fand die alljährliche Sternwallfahrt der KHJ statt. Das Wetter in den Gurktaler Alpen war kalt und regnerisch, doch die Stimmung warm und sonnig. Und so pilgerten wir von Friesach, über Gurk und St. Veit an der Glan, bis schließlich zum Wallfahrtsort Maria Saal. Dort warteten bereits die anderen KHJs, und nach einer Führung durch den Dom und bei nun schönem Wetter marschierten wir gemeinsam das letzte Stück nach Klagenfurt. Dort schlossen wir die Wallfahrt mit einer Messe im Klagenfurter Dom ab und kehrten mit neuen und stärkeren Freundschaften heim.
Von Johannes Meyer



Foto: Conesa

ZINZENGRINSEN 2026

Auch beim diesjährigen Zinzengrinsen wurde das Paradise L. zur Chill-out- und Party-Zone. Mittendrin standen wir mit einem Spritzerstand, an dem Durstige sich mit einem Hollunderspritzer mit hausgemachtem Hollundersirup erfrischen konnten. Der Erlös kam unserer Sozialkasse zugute, mit der wir Studierende in finanziellen Notlagen Hilfe anbieten. Wir danken allen, die uns dabei unterstützt haben!
Von Barbara Rutter-Wrann



Foto: Patka

SPIRITUELLE WG

Seit einem Jahr bietet der Upper Room in der KHG Graz Studierenden die Möglichkeit, spirituelles Leben und gemeinschaftliches Wohnen miteinander zu verbinden. Die WG schafft Raum für Gebet, Austausch und gegenseitige Unterstützung im Studienalltag. Das erste Jahr zeigt, dass dieses Angebot ein wertvoller Ort für Gemeinschaft, Orientierung und gelebten Glauben ist – genau das, wonach viele Studierende neben dem Studium suchen.
Von Sr. Maria Patka



Foto: Palacios-Rufo

DIE LEECHGASSE 24 BEI DER LANGEN NACHT DER KIRCHEN

Anlässlich unseres 80-jährigen Jubiläums öffneten wir in diesem Jahr die Tore des Hauses in der Leechgasse 24. Bei einer persönlichen Führung durch die Ausstellung „Adah und Zillah. Two Sides of the Same Moon“ gab die Künstlerin Małgorzata Markiewicz selbst einen tiefen Einblick in ihre Kunst und ihr Schaffen. Die Hauskapelle, die in ihrer Geschichte auch ein Ort künstlerischer Interventionen gewesen ist, stellte dabei den Endpunkt der Führung dar.
Von Daniel Pachner



Foto: Pfarre St. Andrä

25-JÄHRIGES PRIESTERJUBILÄUM VON ALOIS KÖLBL

Am 24.06.2001 wurde Hochschulseelsorger Alois Kölbl zum Priester geweiht. Wir feierten dieses große Jubiläum gemeinsam mit ihm beim Abschlussgottesdienst des akademischen Jahres sowie bei einem großen Fest in der Pfarre St. Andrä. Das Cover-Bild dieser Ausgabe, das der Künstler Manfred Erjautz eigens für sein Jubiläum inszeniert hat und anfertigen ließ, überreichten wir ihm als Ausdruck unseres Dankes für seinen langen und tatkräftigen Dienst.
Von Barbara Rutter-Wrann

PUBLIKATION DES SAMMELBANDS *ETHIK UND FRIEDEN*

Frieden ist kein Zustand, den man einfach „hat“, sondern eine dauernde Aufgabe. Der Band *Ethik und Frieden. Interdisziplinäre Perspektiven* nimmt diese Aufgabe ernst und fragt, was Frieden unter den Bedingungen unserer Zeit bedeutet. Die Publikation, die einer gemeinsamen Vorlesungsreihe von KHG, AAI und dem Institut für Ethik und Gesellschaftslehre an der Kath.-Theol. Fakultät

Graz entsprungen ist und im Rahmen dieser drei Institutionen weitergetragen wurde, sammelt unterschiedlichste Perspektiven auf ein Phänomen, das immer mehr an Brisanz gewinnt. Großer Dank gilt allen Unterstützer:innen der Publikation, insbesondere dem Land Steiermark, der Universität Graz und dem Militärordinariat Österreich, den Autor:innen des Bandes sowie Thomas Gremsl und Johannes Mindler-Steiner für die gute Zusammenarbeit!
Von Daniel Pachner



Foto: Kölbl

VENEDIG-FAHRTEN DER KHG

Gleich zweimal besuchten wir die diesjährige Biennale in Venedig. Neben der eindrucksvollen und nachdenklich machenden Performance beim österreichischen Pavillon hinterließen besonders Leiko Ikemuras Glasskulpturen und die Installation in der Gaggiandre von Tsai Ming-liang einen bleibenden Eindruck – und natürlich das immer schöne Venedig selbst.



Foto: Kölbl

UMBRIEN

Im Jahr 2026 jährte sich der Todestag des hl. Franz von Assisi zum achthundertsten Mal. Auf seinen Spuren waren wir in der Landschaft, die ihn geprägt hat und noch immer viel von seinem Geist atmet, unterwegs. Gemeinsam mit Bruder Karl von den Franziskanern in Graz besuchten wir historische Stadtzentren, wo sich viele Orte mit Geschichten aus dem Leben Franz von Assisis verbinden, und konnten in der eindrucksvollen Basilika, die über seinem Grab gebaut wurde, beten.

MARCIA FRANCESCANA

Gleich zwei Jubiläen dürfen wir in diesem Jahr gemeinsam feiern: 80 Jahre KHG Graz und 800 Jahre Transitus des hl. Franziskus. Den Anlässen entsprechend waren wir nach Assisi unterwegs und haben in blühender Natur, bei wunderschönen Sonnenaufgängen und -untergängen sowie in wunderbarer Gemeinschaft die Marcia Francescana absolviert.
Von Alois Kölbl





Foto: Kölbl

KHG gottesdienste



STUDIERENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE
MI 19:00
Zinzendorfgasse 3
In der vorlesungsfreien Zeit entfällt der Gottesdienst.

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE
SO 18:15
Herrengasse 23

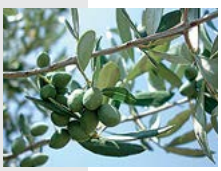
MESSE IN DER PFARRKIRCHE ST. ANDRÄ
SO 10:15
St.-Andräplatz 1

spezielle gottesdienste



ERÖFFNUNGSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES
MI 07. OKT, 19:00 Uhr
Leechkirche, Zinzendorfgasse 3

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STADTPFARRKIRCHE
jeden letzten DI im Monat 19:00 Uhr,
Herrengasse 23

GUIDED PRAYER WEEK
In täglicher Routine eine begleitete Gebetswoche mit der Bibel
MI 25. NOV – MI 02. DEZ
Information, Anmeldung: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at
In Kooperation mit dem Theozentrum

RORATEN IM ADVENT
Mit anschließendem Frühstück
MI 02., 09., 16., 23. DEZ, 06:00 Uhr
Leechkirche, Zinzendorfgasse 3

MAGIS-GRUPPE
Raum des Gespräches, des Austausches und des Gebets
Anmeldung, Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:
Daniel Pachner

Aktuelles Redaktionsteam:
Sophie Hollwöger
Julia Jochum
Chiara Kirschen
Anna Köll
Cornelia Picej
Maria Schigan

Korrektorat:
Sophie Hollwöger

Fotocredits Inhaltsverzeichnis S. 3, LoRu:
privat, privat, Neuhold, Kölbl, Elcapture, Ludwig Boltzmann Institut

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Mariia Norazian

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer, St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

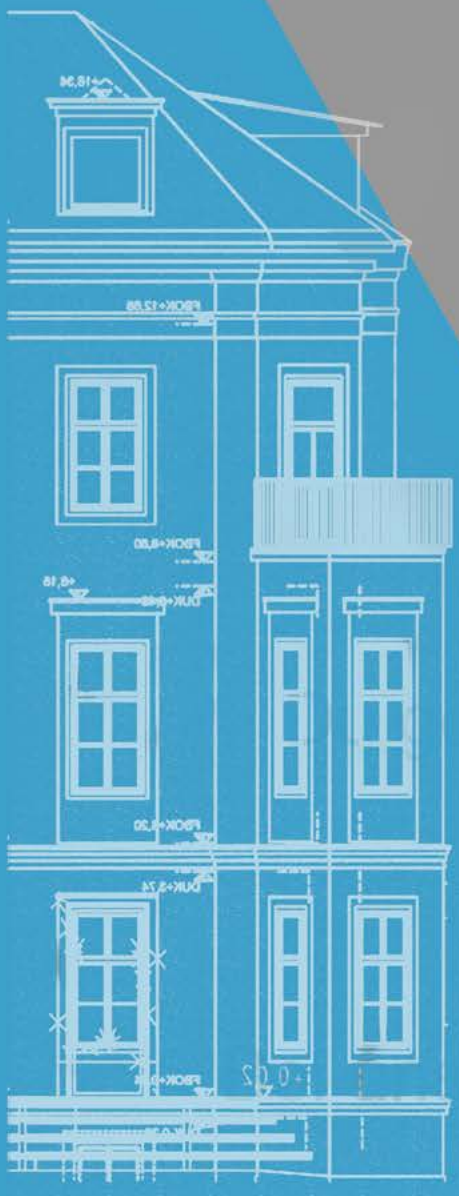
Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber:innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter pachner@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Cover:
Manfred Erjautz, Emmanuel Ntale, Global Strategic Management, Master of Arts in Business (MA), 2026.
Foto: Erjautz.

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen.

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft.

In unmittelbarer
Nähe zu allen Unis.

www.quartierleech.at

aa klhg



Foto: KHG

OMA WAR KEIN NAZI

Anlässlich der Ausstellung von Esther Strauß Podiumsgespräch mit **Jasmin Haselsteiner-Scharner** (Schaumbad Graz), **Mathias Egger, Barbara Stelzl-Marx** (Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung), **Esther Strauß und Alois Kölbl** über die Auseinandersetzung mit Täter:innengeschichte, und was Kunst zur Aufarbeitung persönlicher und institutioneller Vergangenheitsbewältigung beitragen kann.

DO 29. OKT, 19:00 Uhr

QL-Galerie, Leechgasse 24, 8010 Graz



Foto: unsplash

80 JAHRE KHG GRAZ – „GUTES LEBEN"

Anlässlich des 80-jährigen Jubiläums der KHG Graz widmen wir der Frage nach dem „Guten Leben" ein Podiumsgespräch mit **Regina Polak** (Uni Wien), **Peter Strasser** (Uni Graz), **Martina Leibovici-Mühlberger und Weihbischof Volodymyr Hruza** (Lwiw). Moderiert wird der Abend von **Johannes Kaup** (Ö1). Im Anschluss laden wir herzlich zum Get-Together in der Aula bis 22:00 Uhr und danach zur Abschlussparty ins Studierendenhaus in der Leechgasse 24 ein. Wir bitten um Anmeldung unter hochschulseelsorger@khg-graz.at

FR 06. NOV, 18:00 Uhr

Aula der Universität Graz, Universitätsplatz 3, 8010 Graz
In Kooperation mit Diözese Graz-Seckau, KA Steiermark, KHG-Community, Land Steiermark, Stadt Graz



Foto: unsplash

DER MENSCH VOR DER FRAGE NACH DEM SINN

Vorträge und Podiumsdiskussion zur Bedeutung existenzieller Sinnfragen für die eigene Lebensgestaltung. Mit **Volker Gerhardt** (Humbold-Uni Berlin), **Michael Lehofer** (LKH Graz II) und **Anselm Grün** (Online-Vortrag).

DO 12. NOV, 18:00 Uhr

Hörsaal 47.01, Heinrichstraße 80, 8010 Graz-
Eine Kooperation des Instituts für Moraltheologie und KHG im Rahmen der Reihe „Moraltheologie Aktuell"



Foto: Zerdzicki

49. EUROPÄISCHES JUGENDTREFFEN VON TAIZÉ IN ŁÓDŹ

Am Ende eines jeden Jahres versammeln sich mehrere tausend junge Erwachsene aus verschiedenen Ländern und Konfessionen für fünf Tage in einer großen europäischen Stadt, um zu beten, zu singen und gemeinsam den Jahreswechsel zu feiern. Herzliche Einladung! Anmeldung unter hochschulseelsorger@khg-graz.at

MO 28. DEZ 2026 – 01. JAN 2027

Łódź, Polen

Gutes Leben

Kein „gutes Leben" ohne das „Gute zu leben". Das ist der zentrale Gedanke, den wir uns auch als Frage in dieser Ausgabe gestellt haben. Denn wie schwer es sein kann, überhaupt von einem guten Leben wie vom Guten selbst zu sprechen, wird in den Beiträgen dieser Ausgabe deutlich, die eine Vielzahl an Perspektiven und Zugängen zu diesen den Menschen grundlegend ausmachenden Fragen eröffnen. Immer wieder ist uns in der Arbeit an dieser Ausgabe auch aufgefallen, wie fremd uns inzwischen die Rede vom Guten geworden ist – vielleicht ist dies auch ein Zeichen einer Zeit, die so sehr mit Bösem und Schlechtem konfrontiert ist, dass sie sich kaum noch über das Gegenteil zu sprechen traut. Nicht ohne Grund hat der Philosoph Sören Kierkegaard vor der „Angst vor dem Guten" eindringlich gewarnt.
Von dieser Angst wollen wir uns nicht bestimmen lassen. Nicht nur, weil die Frage nach dem guten Leben eine immer drängendere Frage geworden ist, sondern auch deswegen, weil wir uns trauen dürfen, von einer Hoffnung zu sprechen, die jenseits der zahlreichen Herausforderungen und Krisen auf das Gute als eine Kraft setzen lässt, die alles durchdringen wird.

Daniel Pachner, Chefredakteur

Infos und Überblick über weitere Veranstaltungen finden Sie unter khg-graz.at, facebook.com/khggraz und www.instagram.com/khggraz

P.b.b. / Erscheinungsort Graz / Verlagspostamt 8010 Graz / Zulassungsnummer: GZ02Z031475M / Erscheint dreimal jährlich / DVR-Nr.: 0029874 (183) / ISSN 1605-4857